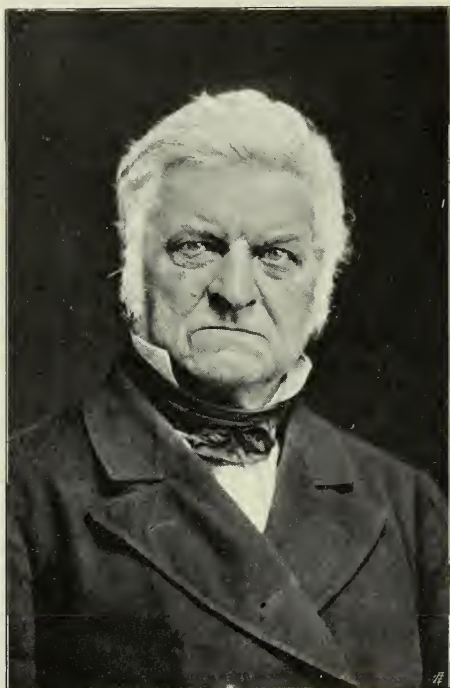


Augustin Keller.

Immer vorwärts Freunde! Nur laßt uns nie vergessen, die Ziele unsrer Ideale auch an den Lehren der Vergangenheit und den Wahrzeichen der Gegenwart zu messen.

Augustin Keller

in seinen

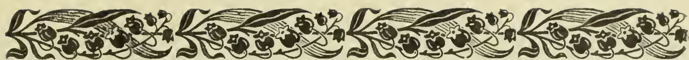
Reden und Bekenntnissen.

Auf das Centenarium seiner Geburt

10. Nov. 1805 — 10. Nov. 1905

Herausgegeben von J. Burkart, Pfarrer in Magden.

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer & Co.



Vorwort und Einleitung.

Amicus Plato, magis amica veritas!

Ein heilig' Feuer entzünd' in allen Guten die Erinnerung an große Menschen und Zeiten, sagt ein Schriftsteller der Alten; sie seien ein Stahlbild für Seele und Geist, von impulsiver, belebender Kraft.

Ist nicht ein neuer Strom mächtiger Begeisterung ausgegangen in die Lande von unserer Centenarfeier und, als der hohe Sänger der Freiheit, der patriotische Dichter, wieder sein Lied zu singen anhub, tönte nicht von seiner hehren Melodei etwas in unserer Seele wieder? Sollte dies bei Anlaß der Centenarfeier der Geburt von Augustin Keller nicht also sein und ein kleines, stilles Leuchten ausgehen von seiner Stirn?

Landammann Augustin Keller! Mit Ehrfurcht wird Dein Name genannt von allen, die je Deines Geistes einen Hauch verspürt und nie wahrlich haben wir mit größerer Pietät den Griffel geführt, als da wir auf seinen Ehrentag dem großen Aargauer unsern Gruß zu bringen haben.

Zwar nicht darum kann es sich handeln, ein umfassendes Lebensbild unseres Helden zu entwerfen; um ihn nach allen Seiten und gerecht zu würdigen, bedürfte es einer vollen Lebensarbeit und eines kongenialen Geistes und Künstlers: Versuche dieser Art sind auch schon gemacht worden von zweien seiner besten Freunde, von Franz Dula und Jakob Hunziker.

Unsere bescheidenere und darum ungleich leichtere Aufgabe soll es sein, den Toten bei den Lebenden wieder einzuführen und ihm ein Herold zu sein, wenn er seinen Mund auftut, um Worte der Weisheit und Wahrheit zu reden.

Oder sollte er dem heutigen Geschlechte nichts mehr zu sagen haben und er von ihm nicht mehr verstanden werden? Sollten seine Ideale nicht mehr die unsrigen sein und wir uns nicht mehr dafür erwärmen können, also daß er sagen und klagen müßte: umsonst hab' ich gelebt, umsonst hab' ich gestrebt, es ist ein schwach' Geschlecht? —

Geboren am 10. November — am Geburtstage Schillers — des Jahres 1805 in Sarmenstorf am Lindenberg, hatte unser Augustin das Glück, von braven Eltern die erste häusliche Erziehung zu erhalten. „Du mußt geistlich werden und eine Stütze der katholischen Kirche", hieß es. Nachdem der talentvolle und willensstarke Knabe auf privatem Wege die nötige Vorbereitung empfangen hatte, bezog er die Kantonsschule von Aarau und den damals blühenden, unter Zschokkes und Troxlers Leitung stehenden „Lehrverein", um nach Absolvierung seiner Gymnasialstudien an der Universität Breslau Philosophie nnd Philologie, Geschichte und Pädagogik zu studieren. Zwei preisgekrönte wissenschaftliche Arbeiten bezeichnen den glückverheißenden Werdegang seiner Studien. Noch hielt er ein Semester in Berlin Umschau und, im Herbst 1830 in seine Heimat zurückgekehrt, verbrachte er einige Zeit als Dorfschulmeister, um 1831 die Staatsprüfung für eine Professur in Deutsch und Latein am Luzerner Gymnasium zu bestehen, wo sein späterer Amtsgenosse Franz Dula sein Freund und Schüler geworden war. 1834 wurde Keller als Seminardirektor in den Heimatkanton berufen und wirkte als solcher zunächst in Aarau und dann, von 1836 an während 10 Jahren in Lenzburg, um 1847 als neuer, „weltlicher Abt" in die leergewordenen Räume des Klosters Wettingen einzuziehen. Hier war Kellers Lieblingsidee die Verbindung der Landwirtschaft mit dem Unterrichte und mit eigenem Beispiele vorangehend, gab er im Lehrsaale Unterricht und zog an der Spitze seiner Zöglinge als „Hausvater" hinaus aufs Feld mit Sense, Sichel und Karst. Bis 1856 blieb er Seminardirektor und gewann durch seine erfolgreiche Tätigkeit

in hohem Maße die Achtung und Liebe der Zöglinge und Behörden. Noch findet man im Kanton und außerhalb desselben ergraute Häupter und bewährte „Kellerianer“, die als Greise aufleuchten, wenn von ihrem einstigen Lehrer und Meister gesprochen wird.

Keller hat nicht blos als Seminardirektor einen großen Einfluß auf das aarg. Schulwesen errungen, sondern ebenso sehr als Mitglied der Behörden. Dreimal wurde er in den Regierungsrat gewählt, aber erst 1856 nahm er die Wahl an, weil er erst jetzt einen passenden Nachfolger in dem damaligen Kantonalschulinspektor Kettiger aus Baselland gefunden hatte.

Von der Gründung des eidgen. Polytechnikums bis zu seiner Reorganisation 1881 war Keller auch Mitglied des schweiz. Schulrates.

In der Öffentlichkeit ist Keller durch seine politische Tätigkeit noch bekannter geworden als durch seine pädagogische. 1836 trat er zum ersten Mal als Verteidiger des schweizer. Asylrechtes auf. Auf der „Badener Konferenz“ vereinigten sich 7 Kantone gegen die Übergriffe der römischen Kurie; der Aargau beschränkte das Verwaltungsrecht der Klöster und verlangte von den Geistlichen den Eid auf die Verfassung, den sie verweigerten. Es folgte eine Verfassungsrevision, die jedoch erst in ihrem zweiten Entwurfe am 5. Januar 1841 mit Mehrheit angenommen wurde. Das Freiamt erhob sich zum Aufstande, allein nach kurzem Gefechte wurde am 10. Januar der Freiämter Landsturm bei Villmergen durch die Regierungstruppen auseinandergesprengt und schon am 13. Januar hielt Keller vor dem Großen Rate seine denkwürdige Rede für Aufhebung der Klöster, welche er für den Aufstand als Anstifter verantwortlich erklärte, und mit 115 gegen nur 9 Stimmen wurde sein Antrag angenommen. Vergebens protestierten die Urkantone, der päpstliche Nuntius und der Kaiser von Österreich vor der Tagsatzung. Keller rechtfertigte das Vorgehen des Kantons Aargau in einer Denkschrift und persönlich als

Ehrengesandter vor den Abgeordneten der Stände, wo die aargauischen Deputierten die Alternative stellten: Der Aargau oder die Klöster! — Diese blieben aufgehoben; allein nun antwortete Luzern mit der Berufung der Jesuiten, worauf Keller im Januar 1844, wiederum als Ehrengesandter, vor der Tagsatzung in glänzender Rede den Antrag stellte, die Jesuiten aus der Schweiz auszuweisen. Dieser Antrag fand heftigen Widerstand und erst durch die gewaltsame Auflösung des Sonderbundes 1847 und die schon vorausgegangenen Freischarenzüge wurde das Ziel erreicht.

An der Neugestaltung des Bundes vom Jahre 1848 hat Keller immerfort lebhaften und hervorragenden Anteil genommen. Zum Mitgliede des Ständerates gewählt, saß er in dieser Behörde bis 1854, wo er in den Nationalrat übertrat, in dem er bis 1866 verblieb. Als Präsident desselben hielt er 1858 die Eröffnungsrede bei der Einweihung des Bundespalastes. Von 1867—1881 war er wieder Mitglied des Ständerates und 1871 auf 1872 dessen Präsident. Keller bemühte sich um die Emanzipation der aargauischen Juden und seiner Fürsprache 1862 ist es zu verdanken, daß der Große Rat mit 113 gegen nur 2 Stimmen die Einbürgerung der Israeliten von Lengnau und Endingen beschloß. In aller Erinnerung ist die unermüdliche Tätigkeit Kellers in gelehrten und gemeinnützigen Gesellschaften. Er war ein hervorragendes Mitglied der Schweizer. Gemeinnützigen Gesellschaft, die er wiederholt als deren Präsident geleitet und in deren Schoß er zahlreiche Referate gehalten hat. Er ist der Vater der Aarg. histor. Gesellschaft und mit Schröter, Welti und Rochholz der Begründer der „Argovia". An der Gesellschaft für vaterländische Kultur und der Aarg. Kulturgesellschaft und ihren Arbeiten und Errungenschaften hat Keller ebenfalls hervorragenden Anteil. Überall griff er mit der Kraft seines Geistes und Wortes und mit der Wärme seines Herzens und seiner Überzeugung ein, um Not und Elend zu heben, der Wahrheit eine Gasse zu machen und den Idealen

der Humanität in Staat und Gesellschaft Eingang zu verschaffen.

Bekannt ist, wie A. Keller nach dem Syllabus und der verhängnisvollen Proklamation der päpstlichen Unfehlbarkeit in Wort und Schrift der spiritus rector in den kirchenpolitischen Kämpfen der Diözese Basel gewesen, welche zur Amtsentsetzung des renitenten Bischofes Lachat und zur Aufhebung des Priesterseminars in Solothurn geführt haben; bekannt, wie er an der Seite von Prof. Walter Munzinger in Bern auf den Volkstagen und Kongressen der Schweiz und Deutschlands den feurigen Ruf auf nationale Gestaltung der kirchlich-katholischen Institutionen ergehen ließ.

Bekannt ist auch, wie er als Begründer und erster Führer der christkatholischen Reformbewegung aufgetreten und als Präsident des Synodalrates die national-katholische Kirche leiten und befestigen half. Man weiß, wie er nicht nur in den Räten des Kantons und der Eidgenossenschaft gegen die staatsfeindlichen Mächte sich erhob, sondern in schneidiger und gefürchteter Weise gegen alle Dunkelmänner in Staat, Kirche und Schule sprach und schrieb, also daß es nicht zu verwundern ist, daß er ein volles Maß von Haß und Verfolgung hat erdulden müssen.

Aber auch reiche Ehren und Liebe wurden ihm zuteil; denn „das Volk liebt seine Idealisten". 1842, nach der Klosteraufhebung, wurde Keller Ehrenbürger der freisinnigen Gemeinde Olsberg an der Nordwestecke des Kantons, die ihn 1873 auch zur Installation des ersten christkatholischen Geistlichen, des Pfarrer Egli, berief. 1869 ehrte ihn die Stadt Aarau ebenfalls mit der Ehrenkrone des Bürgerrechtes; seine wissenschaftlichen Verdienste aber ehrte 1864 die Universität Bern durch Verleihung des Ehrendoktorates.

Um von den aufreibenden und heißen Kämpfen des Tages sich zu erholen und sich zu verjüngen, huldigte Keller in stillen

Stunde der dichterischen Muse und eine Sammlung seiner Gedichte legt Zeugnis ab von dieser seiner künstlerischen Begabung.

Ende 1881 legte der müde gewordene Held Schwert und Kelle beiseite und alle seine öffentlichen Ämter nieder; denn es begann allmählich Abend bei ihm zu werden und sein Lebenstag hatte sich geneiget.

Dem Großen Rate gereicht es für immer zur Ehre, daß er Kellers Gesuch um Entlassung als Regierungsrat nicht annahm, sondern ihn, dem der Kanton mehr zu verdanken hatte, als jedem andern seiner Zeitgenossen, nur auf unbestimmte Zeit, d. h. bis an sein Lebensende beurlaubte.

So ist er denn auch als Regierungsrat am 11. Januar 1883 in Lenzburg von weit über 2000 Männern zu Grabe geleitet worden, an dem Orte, wo er fast ein halbes Jahrhundert früher seine Tätigkeit als Seminardirektor begonnen hatte.

Es war eine imposante und würdige Totenfeier und uns allen in bleibender Erinnerung, die wir an jenem kalten Wintertage dort in der Kirche und am Grabe standen. Und es ist uns aus dem Herz gesprochen, was beim Gange zum Friedhofe hin einer seiner ältesten und vorzüglichsten Freunde, Seminar-Direktor Dula vor sich hin meditierte in frommer und wehmütiger Erregung: „Ruhe sanft, edler Freund! Durch deinen Heimgang hast du uns eine schwere Wunde geschlagen, aber durch dein Leben und Wirken hast du schon Balsam darauf gegossen. Im Himmel warst Du geboren, auf Erden hast Du dein volles Werk getan, unser Herz ist dein Grab. Und einstens — des bin ich getrost — wenn die Stimme gerufen hat: Kommet ihr Gesegneten! Dann wirst du weit oben rechts zu finden sein."

Der so mit warmer Pietät von seinem Freunde Abschied nahm, hat am 28. Januar darauf in der Seminarkirche zu Wettingen ihm „Worte der Erinnerung" geweiht in seiner durch Einfachheit der Form und Vornehmheit des Inhaltes

wahrhaft klassischen Gedächtnisrede: Sie war mit dem Herzen des Freundes dem Freunde gesprochen. An seinem Sarkophage aber wurden Kellers Verdienste um Volk und Vaterland in erhebender Weise gepriesen und Mutter Helvetia hüllte in Trauer sich um einen ihrer besten Söhne.

Wer so viel Liebe ernten darf, der muß auch viel Liebe gesäet haben: Augustin Keller war ein Freund dem Freunde. Amicitia nonnisi in bonis esse potest und Virtus et conciliat et conservat amicitias, sagt der weise Cicero und mit Recht. Die besten Eidgenossen nannte Keller sein und fand sich ihrer wert. Alle fortschrittsfreundlichen Staats- und Schulmänner, auch viele gebildete und tolerante Geistliche standen seinem Herzen nah'. In der „Schweiz. Gemeinnützigen Gesellschaft" suchte und fand er sie. Jeder konnte auf ihn bauen in guten und auch in bösen Tagen. Mit unwandelbarer Treue stand er zu ihnen und wollte auch im Tode noch mit ihnen verbunden sein. Mit welch' inniger Liebe, eines Bruders würdig, gedachte Keller seines einstigen Schülers, Kollegen und Freundes Sandmeier und welch' ehrendes Zeugnis nicht nur für den Toten, sondern auch für den Lebenden ist die von Keller ihm gehaltene Totenklage in dessen Nekrolog. Aber auch für die Jungen hatte Keller ein Herz und einen Sinn, ein Wohlwollen ohne Maßen. Und der dies schreibt, hat es selber erfahren und weiß es und bezeugt es. —

Wer aso lieben kann, der muß auch ein guter und edler Mensch sein. Zwar auch hassen konnte er und es gereicht ihm zur Ehre, daß er in hl. Zorn geraten konnte: odi profanum vulgus et arceo war etwa auch sein Wahlspruch gewesen. Aber durch all sein Leben hindurch klang doch auch wieder die liebliche Stimme der griechischen Jungfrau, der erhabenen Antigone: „Nicht um zu hassen, sondern um zu lieben, sind wir da!"

Es ist wahr: A. Keller war ein Kämpfer und in manch heißer Schlacht hat er für die idealen Güter gerungen und sein scharfes Schwert geführt; aber seine Schlachten und Kämpfe galten

niemals der Person, sondern stets nur der Sache. Nie hat er auch gegen den poetisch-schönen und idealen Katholizismus geschrieben und gesprochen, sondern immer nur gegen dessen politisch jesuitisch-antinationale Auswüchse. Weil er jenen liebte und dem Volk erhalten wollte, mußte er diese hassen und sie auszuscheiden suchen. Diesem Ziel und Streben war ja übrigens nicht nur die Lebensarbeit eines Pater Girard und Bischof Wessenberg geweiht, sondern selbst der in der römisch-katholischen Kirche verstorbene hochgemute Prof. Kraus in Freiburg i/B. hatte als spectator diesem Ziele gehuldigt: Ceterum censeo, ecclesiam politicam esse delendam!

Kellers persönliche Eigenschaften und Bürgertugend haben auch von einzelnen seiner Gegner rückhaltlose Anerkennung gefunden und ausdrücklich wurden bei Anlaß der Augustin Keller-Feier anno 1889 in der „Botschaft" Kellers Überzeugungtreue und Konsequenz, die Einfachheit und Liebenswürdigkeit in seinem Familienleben, seine Arbeitsamkeit und Tüchtigkeit in seinen öffentlichen Ämtern und insbesondere seine Wirksamkeit auf dem Gebiete der Schule und als Seminardirektor gelobt.

Was Keller so in seinem eigenen Wesen Gutes und Schönes d. h. wahrhaft Menschliches empfand und zur Darstellung gebracht, das suchte er auch andern zu geben: Den Menschen zum Menschen zu machen, war Kellers Ideal und Streben als Schulmann und Pädagoge. Die Macht und Kraft seiner Persönlichkeit und seines Beispieles waren die geheimnisvolle Zauberkraft seiner pädagogischen Tätigkeit. Wie ein Magnet wirkte der Meister auf seine Jünger, wunderbar ergreifend wußte er sie an sich zu ziehen und zu fesseln.

Geist, Herz und Willen in gleichem Maße zu erregen und zu bilden: das war der leitende Gedanke seiner pädagogischen Weisheit. Die Gesundheit der Seele und des Leibes, das mens sana in corpore sano war das oberste Gesetz und vorderste Postulat für seine Wirksamkeit als Seminardirektor. Die Betätigung der Hand und der körperlichen Kräfte wie des

Kopfes und des Geistes, die Arbeit auf dem Felde wie im Lehrsaal und in der Studierstube sollten ihm die Mittel sein, eine gesunde Lehrerschaft heranzuziehen und zu bilden. Und er hat das schöne Ziel erreicht und der Kanton dankt es ihm. Ist's nicht der Geist der Philantropisten, der in Kellers pädagogischer Anschauung und Praxis zum Ausdrucke kommt; sind es nicht die in neuester Zeit erstandenen sog. Landeserziehungsheime Deutschlands und der Schweiz, in denen Augustin Keller als Schulmann wieder Auferstehung feiern will? Darum hat Keller als Pädagoge nicht nur für seine Zeit gelebt, sondern auch für die suchende Gegenwart und Zukunft.

Augustin Kellers Geist offenbart sich aber auch in seinen Schriften und seinen Lehr- und Lesebüchern, die er für seine Schulen geschaffen, vor allem aber auch in jenen Reden, die er jeweilen an die Abiturienten des Seminars zu halten pflegte. Sie sind ein wahres Evangelium einer gesunden und rationellen Pädagogik und wir können es nicht lassen, jene glänzende Rede vom Jahre 1838 als ein bleibendes Denkmal Keller'schen Geistes für Lehrer und Pädagogen besonders herauszugeben.

Hier zur Charakteristik Kellerscher Pädagogik nur drei Worte, inhaltsschwer: „Die Erziehung des Volkes soll nicht die listige Schlange sein am Baume der Erkenntnis, die es um das Paradies der Jugend bringt, sondern vielmehr ein Baum des Lebens, an dessen Stamme ihm durch das Licht der Wahrheit die Erlösung wird." Und weiter: „Ein Erzieher ohne Liebe für die Sache, ohne Hoffnung auf die Veredlung, ohne Glauben an die Tugend der Menschen ist ein Mietling und ein Heuchler, ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Der wahre Erzieher muß ein Freund der Menschheit sein." Und endlich: „Sorgen wir Lehrer mit allem Eifer dafür, daß die Schule das Leben und daß sie das Volk nie verlasse und dann wird das Volk auch die Schule nicht verlassen, sondern je länger je freudiger sie mit seiner Liebe und seinen Opfern umgeben. Entfernt sich die Schule vom Leben und entfremdet sie sich sitt-

lich oder religiös, geistig oder gemütlich, kirchlich oder politisch dem Volke, so mag sie ihre Tendenz eine zeitlang vor ihm verbergen. Aber die Strafe naht ihr jeden Tag und die Strafe schläft keine Nacht. Das Gericht bricht plötzlich über sie herein. Die Famile klagt sie des Brudermordes, das Vaterland des Hochverrates an. Das ganze Volk wie ein Mann sitzt über sie zu Gericht: es urteilt und sie ist vernichtet." Vor Kellers Auge stand das hohe Bildungsideal, das schon die Weisen Griechenlands geträumt und in das Wort Kalokagathia gelegt haben. Alle Bildungsmittel sollten dazu dienen, dieses ideale Ziel zu erreichen und die menschliche Seele zur Harmonie der Güte und Schönheit zu erheben Das, was die heutige Pädagogik unter formeller und materieller Bildung versteht, sollte in ihrer höhern Einheit zur Vollendung aller menschlichen Erziehung und damit zur Glückseligkeit des Einzelnen wie der Gesamtheit führen. Kellers Pädagogik war ethisch und ästhetisch zugleich.

Augustin Keller ist aber vor allem aus als Staatsmann populär geworden. Ihm ging der Staat und seine Mission über alles. Sein Ideal war der Staat im alten aristotelischen Sinne, der Staat als die höchste und oberste Gemeinschaftsform, der Staat in seiner ungeschwächten und vollen Autonomie und Autorität. Diesen Staat zu erhalten und zu kräftigen, betrachtete er als seine Aufgabe in seinen Ämtern und Vertrauensstellungen. Darum mußte er logischerweise ankämpfen gegen alle jene Potenzen, die den modernen Staat und seine Institutionen schwächen und schädigen oder gar an Stelle des Staates und über denselben sich setzen möchten. Bei dieser Auffassung mußte er auch über das Verhältnis von Kirche und Staat ins Klare kommen und über dieses immer und auch in der Gegenwart wieder auftauchende und aktuell gewordene Problem sich Rechenschaft geben. Reinliche Scheidung der Jurisdiktion beider war der Kanon, der auch für die Zukunft seine Gültigkeit haben dürfte. Am Solothurner Katholikentag von 1871 postulierte Keller für beide Teile das, was durch die neue Bundesverfassung zum Durch-

bruch gekommen ist: „Der Staat soll keine Theologie treiben, aber er lasse die Kirche auch keine Politik treiben. Die sog. „freie Kirche im freien Staat" hält Keller für undurchführbar. In dem Maße als dabei die Kirche gewänne, müßte der Staat verlieren. In den Verfassungen der Staaten soll eine Trennung beider Teile nur in dem Sinne anerkannt und zur Anwendung gebracht werden, daß der Staat sich von der Mitwirkung und usurpierten Mitberechtigung der Kirche in allen bürgerlichen Angelegenheiten emanzipiere und infolge dessen alles, was bürgerliche Beziehung und Wirkung hat, wie Civilstandsbücher, Ehesachen, Schule, jegliche Rechtspflege und Gerichtsbarkeit und dergleichen ganz und gar in sein Gebiet hinüberziehe, dagegen alles, was dem innern Leben, dem Gebiete des Glaubens und des Kultus anheim fällt, in den Kreis der Kirche und der Glaubensgenossenschaften verweise, wobei er sich aber für den Schutz der Glaubens- und Gewissensfreiheit, des Friedens und der allgemeinen Wohlfahrt der Bürger, der Gemeinden und des Landes, der öffentlichen Ordnung und bürgerlichen Einrichtung gegen jede Glaubensgenossenschaft diejenigen Befugnisse vorbehält, welche seiner landesherrlichen Obrigkeit zukommen."

Das sind Direktiven, die auch für die Zukunft nicht unter den Scheffel gestellt werden dürfen, sofern der Staat seine Suprematie und Autorität bewahren will.

In gewissen Dingen freilich haben die Zeiten seit den Tagen Kellers bedeutend sich geändert und nur in den letzten 50 Jahren ist vielfach ein Umschwung eingetreten und neue politische Ansichten und Ideale tauchten auf. Und wahr ist, daß A. Keller in seinen letzten Jahren die „neue Zeit" vielfach nicht mehr zu verstehen vermochte. Den neuen parteipolitischen Konstellationen könnte er keine Sympathie entgegenbringen; daß die Gesetze der Arithmetik auch auf die Politik Anwendung finden sollten, hätte er nicht begriffen und dem „Proporz" würde er in seinem politischen Wörterbuche keine Aufnahme gestattet haben. Dem

Volke immer neue und weitergehende Rechte zu geben und es je länger je weniger an seine Pflichten zu erinnern, hätte er als politischen Luxus betrachtet und das Interesse in allen Fragen und Wahlen in den Vordergrund zu stellen, wäre ihm als politische Sünde vorgekommen. Keller war eben Idealpolitiker, dessen Ziele stets ins Große gingen und der für Kompromisse und Konzessionen nie zu haben war. Stets wollte er Herr seiner Überzeugung bleiben und wohl der Diener des Volkes, aber niemals sein Knecht und Sklave sein.

Augustin Keller wußte auch das Institut der Kirche für das öffentliche Wohl zu schätzen. „Die Religion ist der höchste Idealismus eines Volkes", sagte er und niemals verleugnete er den starken Zug zum Religiösen hin, der ihm von seinen Eltern mitgegeben war. Eine Volkskirche auf demokratischer und nationaler Grundlage gehörte zu den Träumen seiner Jugend und die christkatholische Kirche der Schweiz scheint in die direkte Nachfolge ihres Vorkämpfers eingetreten zu sein.

Augustin Keller war auch ein Christ. Innig und zart ist das Glaubensbekenntnis, das er einst seiner Braut, dem Heiligtum seines Herzens, abgelegt: „Der Boden, auf dem meine Religion gepflanzet ist und lebt, ist die göttliche Vernunft und der Himmel, der sie betaut, mein Gemüt. Der Säemann, ihr Pfleger und Wärter, ist Christus in seinem hl. Evangelium, aber auch er, der hochheilige, der Allvater allein und sonst keiner, keiner, weder in Rom noch in Konstantinopel. Wo was immer für Menschen, stets sündig und fehlerhaft, die heiligen Wahrheiten des Christentums entstellen, falsch deuten und statt ihrer, der Vernunft, die selbstgeschaffenen Götzen ihres Gehirnes oder Gefühles hinstellen wollen, da fordert mich der Eid, den ich als Magister der Philosophie auf der Hochschule öffentlich und feierlich geschworen habe, auf, dem Unfug zu steuern und die Betrüger nach dem Vorbilde Christus' mit der Geisel von heiliger Stätte zu jagen. Was Menschenhände und Menschensinn mit dem zerstörten, pomphaften Heidentum Asiens und Afrikas mit

sich in das Christentum hinübergenommen und der schaulustigen Menge in rohen Zeiten vorgeführt haben, um ihre Gefühle für höhere Einflüsse zu wecken, ficht mich nicht an; wer dieser Mittel zur andächtigen Stimmung bedarf, dem gönne ich sie. Tun, was Christus lehrt, Gott lieben wie er uns geliebt, und niemanden fürchten, wie er es getan, im Geiste und in Wahrheit beten: das ist meine Religion und zwar so tief in's Herz mir gegraben, daß kein Sturm des Lebens je sie nur verrücken wird."

Wer fühlt sich nicht ergriffen von solch innerer und inniger Frömmigkeit im Gegensatz zum äußern, leeren Schein? Die weltgeschichtliche Bedeutung des Christentums, die geheimnisvolle Tiefe der menschlichen Natur erfüllten ihn mit Ehrfurcht; Wahrheit und Liebe waren die Pole seiner Religion und Streben nach dem Reinsten und Unvergänglichen ihr Erzeugnis, das eigentliche Leben seines Geistes. Die ethische Energie wie ein Naturgesetz zu achten, war der kategorische Imperativ, dem er sich zu beugen suchte. „Nehmt die Gottheit auf in euern Willen und sie steigt von ihrem Weltenthron!" Das starke „männliche Christentum" zu üben, war sein religiöses Angebinde und die Krone seines Lebens. Darum ist sein Bildnis tief in's Herz des Volkes gezeichnet. Land auf und ab wird sein Name genannt. In hunderten von Häusern grüßen seine Züge von der Wand, in der Stube des Gelehrten und Staatsmannes wie des Lehrers und Bauersmannes. In zahlreichen Büchern findet schon die Jugend, die er so sehr verstanden und geliebt, liebliche Produkte seines Geistes, Erzählungen und Gedichte von großer Naturwahrheit und Anschaulichkeit, von urwüchsiger Kraft und heimeliger Weise. Also hat Keller nach allen Richtungen seiner Tätigkeit tiefe Spuren seines Daseins hinterlassen und im Herzen des Volkes selbst das schönste und dauerndste Denkmal sich gestellt.

Das zeigte auch in imposanter Weise die Augustin Keller-Feier anno 1889 in Aarau, wo wohl 8000 Verehrer und

Gesinnungsgenossen ihn im Wort und Lied gefeiert und ihm das Monument geweiht haben mit dem bezeichnenden „Nunquam retrorsum!“

Un nun: Introite, nam et hic dii sunt! Tretet ein in die Walhalla seiner Reden, die wie Lessings „Nathan" den Geist reiner schöner Humanität atmen. Wenn je von einem Redner, so kann gewiß von Keller es gesagt werden, daß er mit der Macht seines Wortes die Geister bewegt und beherrscht hat.

Was den Redner zum Redner macht, das nannte Keller sein: eine imponierende Persönlichkeit, ein beherrschendes sympathisches Organ, ein ausgebreitetes, namentlich historisches Wissen, umfassende Kenntnis der Alten, reiche Lebenserfahrung und Menschenkenntnis, ein phänomenales Gedächtnis und Wärme des Herzens, das Feuer der Begeisterung und die Glut der Phantasie, dazu am rechten Orte Witz und Humor, Satyre und Sarkasmus, gepaart mit sittlichem Ernst und hl. Zorn: beneidenswerte Gaben, welche die Götter ihm geschenkt. An logischer Schärfe und rednerischer Argumentation, an dialektischer Gewandtheit und List der Überredungskunst mochten ihn viele übertreffen, an den wahren Vorzügen eines Redners, insbesondere eines Volksredners hat er sie alle weit überragt. Stets stand ihm das rechte Wort und der zutreffende und schöne Ausdruck zu Gebote. Welch' eine Blüte der Sprache, welche Wucht der Gedanken, welche Salbung und Weihe der Diktion!

Aus äußern Gründen müssen wir darauf verzichten, eine größere Zahl seiner folgenschwersten Reden in extenso zu bringen, aber auch die hier gebotenen, in den verschiedenen Perioden seines Lebens gehalten, lassen einen hellen Blick in seiner Seele und seines Geistes Tiefen tun. Das Eine, was sie alle auch im Leser noch, nicht im Hörer allein erzeugen werden: es ist kraftvolle Überzeugung und heilige Begeisterung, Weihe des Gemütes und Energie des Willens und der Tat. In Kellers Oratorik ist, zur Harmonie verklärt, Kellers Geist, Gemüt und Seele zum schönen Ausdruck gekommen.

Was er seinem Freunde und Amtsgenossen, Reg.-Rat Waller am 6. Juli 1879 in's Grab gerufen, es gilt auch ihm als Ehrengruß am Ehrentage:

„Wo die Vorsehung einem Sterblichen das Glück verleiht, daß er den Lorbeer seines Namens in größten Ehren zugleich mit der Geschichte seines engern und weitern Vaterlandes verflicht und vereinigt, da hat die Vorsehung das Höchste gegeben, was einem Republikaner gegeben werden kann."

An der kantonalen Lehrerkonferenz vom 21. September in Aarau feierte Erziehungsdirektor Dr. Müri Landammann Augustin Keller als den „Lehrer der Lehrer".

Ja ein Lehrer des ganzen Volkes war und ist er und im Namen aller, die in seiner fortschrittlichen Entwicklung des Vaterlandes Heil erkennen und erhoffen sei er gegrüßt als

„Praeceptor Helvetiae!"

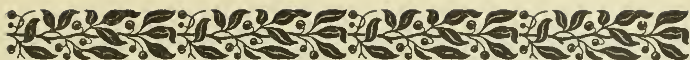
„Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so mein Volk hinführen zur Wahrheit und Gerechtigkeit, wie die Sterne der Nacht bis zur jungen Morgenröte!"

Frauen Gertrud Villiger-Keller, der würdigen Tochter des Vaters, Hrn. Erziehungsdirektor Dr. Müri, sowie den HH. Dr. Herzog und Lehrer Hunziker von der Kantonsbibliothek sei auch an dieser Stelle für ihre freundliche Beratung und Dienstleistung herzlich gedankt.

Magden, auf den 10. November 1905.

J. B.

Reden.



Zur Klösteraufhebung im Aargau.

(Sitzung des Großen Rates vom 13. Januar 1841.)

Obwohl von dem Kummer des Herzens schwer bedrückt, ergreife ich dennoch in diesem für das gesamte Volk und Vaterland hochwichtigen, ja entscheidenden Augenblick das Wort: dieser Kummer meines Herzens und die Schwere des Augenblicks gestatten mir kaum, mit Umsicht und Klarheit ein Urteil über die gegenwärtigen, ich möchte sagen bedauerlichen Verhältnisse in unserem Kanton individuell auszusprechen. Mein Herz hat sich noch nicht erholt von den Schrecken und Besorgnissen, teure Freunde in den Händen der Barbarei zu wissen, dieselben an dem Rande des schrecklichsten Todes zu sehen; noch ist das Herz gedrückt von der Sorge und dem Kummer um denjenigen Landesteil, dem ich, ich möchte bald sagen, das Unglück habe anzugehören. Die Heimat, in welcher meine Wiege stand, die Heimat, in welcher ich eine alte Mutter und liebe Geschwister habe, diese, ja sie ist abermals ein Herd des Aufruhrs geworden, abermals ist sie von den eigenen Mitbürgern mit Gewalt genommen und besetzt. Um das Vaterland von dem schrecklich drohenden Verderben zu retten und die Flamme des Aufruhrs zu dämpfen, welche nicht nur unsern Kanton, sondern auch unsere Mitstände zu verzehren droht, so fühle ich trotz diesem Kummer und dessen Besorgnissen mich verpflichtet, hier im Angesichte meines Vaterlandes als Angehöriger des insurgierten Kantonsteiles, als Katholik und endlich als Stellvertreter eines reformierten Kreises, meine Meinung auszusprechen. — Ich werde mir die Mühe geben, daß ich leidenschaftlos und klar in die gegenwärtigen Verhältnisse blicke, und Anträge bringe, welche

uns vor solchen Ereignissen für alle Zukunft befreien und für die Befestigung des Friedens und der Wohlfahrt unseres Kantons beitragen werden. Ich glaube das Mittel zur Herstellung einer glücklichen Zukunft herausfinden zu können. HHerren! erlauben Sie mir nun, daß ich meinen Blick auf verschiedene Punkte hinwerfe, auf welche die Aufmerksamkeit gerichtet sein muß. Vor allem aus wende ich meinen Blick auf die Tätigkeit, auf die Pflichttreue, auf den Mut, auf die Entschlossenheit, Entschiedenheit des Kleinen Rats sowohl in seiner Gesamtheit als in seinen einzelnen Mitgliedern. Ich habe diese Männer, denen die Handhabung der gesetzlichen Ruhe und Ordnung anvertraut ist, ich habe sie gesehen in den schwierigsten Augenblicken dieser Tage; es war die Übereinstimmung, die Liebe zum Volk und Vaterland, die Biederherzigkeit, mit welcher die Männer zusammentraten, um das Unglück zu verhüten, um unsere Mitbürger, soviel in ihrer Macht lag, gegen Barbarei und Verderben sicher zu stellen. Wenn ich dann neben diesem Benehmen des Kleinen Rates die Maßnahmen und Verfügungen betrachte, welche derselbe getroffen, so zwingt mir diese Betrachtung das Geständnis ab, daß ich meinerseits diesen stattgefundenen Anordnungen vollkommen die Genehmigung und Anerkennung ausspreche. Und weil sich diese Behörde in diesen schwierigen Angelegenheiten auf diese Weise benommen hat, so hege ich zu derselben auch das Vertrauen, daß sie mit der gleichen Wachsamkeit und Vorsorge künftig verfahren werde; wir dürfen und können ihr deshalb die Vollmacht erteilen, auch ferner zu handeln. — Werfe ich dann meinen Blick auf einen andern Punkt, nämlich auf den Zustand unseres Landes, namentlich auf den Zustand eines Teiles des katholischen Volkes, so düstert sich mein Blick, mein Herz wird mir schwer. Indessen glaube ich, doch noch Kraft und Mut genug zu fühlen, der Quelle dieses unglücklichen Zustandes nachzuspüren und dieselbe aufzudecken. Ich finde schon in der Verschiedenheit, in welcher sich die katholischen Landesteile bezüglich auf Moralität, sittliche Haltung, auf Achtung und eigener

Würde befinden, die Ursachen des Übels; ja ich behaupte, und will es beweisen, es sind die Klöster. HHerren! In Ihrer Mitte hatte ich jüngst die Kühnheit ein Prophet zu sein; es ist noch nicht lange her, daß ich hier die Hoffnung aussprach, daß sich diese Anstalten in ihrem eigenen Netze fangen werden. Damals, als ich dieses im Gefühle meiner Vaterlandsliebe äußerte, habe ich nie geahnt, daß meine Voraussagung so bald eintreffen werde. — Erlauben Sie mir nun noch einen Blick auf die Geschichte dieser Institute, ich werde Sie nicht lange aufhalten.

„Die Klöster haben mit Müßiggang und Intriguen begonnen, mit Müßiggang und Intriguen werden sie enden." Zur Zeit der Nacht und des Mittelalters haben sie gewirkt und die Leuchte getragen, aber diese Zeit ist verschwunden und sie haben beim Tage den Pfad verloren, den sie so richtig bei der Nacht gefunden hatten. Ich habe gesagt, sie haben mit Müßiggang begonnen, ja selbst Priester haben sich gegen dieses Müßiggängerleben entrüstet und erhoben, namentlich wo die männlichen und weiblichen Novizen untereinander lebten; dies taten schon der große Antonius und sein Schüler, mit aller Gewalt wirkten sie dahin, diese Herden gegen ein tierisches Leben zu sichern. Kaum waren dieselben jedoch eingepfercht, kaum waren sie mehr oder weniger festern Regeln unterstellt, so waren sie stets gegen die Kirche. Durch wen war die furchtbare Räuber-Synode von Ephesus entstanden? Durch wen ist die ganze morgenländische Kirche zerstört worden, mit wem hatten die rechtmäßigen Bischöfe am meisten zu kämpfen, um die Ordnung und die kirchliche Disziplin aufrecht zu erhalten? Es waren die Mönche. Und wer hat nicht geruht, bis sie sich ihren vorgesetzten Bischöfen entziehen konnten und so eine Exemtion machten? Es waren die Gleichen. Sie konnten und wollten die Oberaufsicht von einem Bischofe nicht ertragen, sie wollten unmittelbar unter Rom stehen und warum? Weil der dort sich befindliche Oberpriester sehr weit entfernt ist, und nicht alles vernimmt und sieht, was sie treiben; sie wollten umsomehr direkt unter dem heiligen Vater

stehen, als sie dann wohl wußten, gar keinen Aufseher und Meister zu haben. Sie haben ganz richtig gerechnet; aber gerade diese Exemtion; diese mit aller Gewalt dem Episkopate abgetrotzte Macht waren ihr Verderben. Von jenem Zeitpunkte an wichen von ihnen Vertrauen, Redlichkeit, Moralität, und an ihre Stelle traten Mißtrauen, Schlechtigkeit und Sittenlosigkeit! Wenn sonst über ein Individuum ein Strafgericht Gottes oder der Menschen besteht, so ist die gewöhnliche Folge doch die, daß der Gerichtete gebessert wird, so er noch Frist hat; aber auch hierin waren die Klöster exept. Der prüfende Fingerzeig Gottes ging spurlos an den kalten Mauern und an ihren noch kältern Bewohnern vorbei; wie versteinerte Bilder stunden sie da und hörten den Glockenschlag der Zeit nicht und verstanden ihn nicht. — HHerren! In der neuesten Zeit ist es dahin gekommen, daß der Mönch in der Regel ein schlechtes verdorbenes Geschöpf ist, das nicht mehr in unsere Zeit paßt und sich in allem Widerspruche mit der Gegenwart und deren Institutionen befindet. Stellen Sie einen Mönch in die grünsten Auen des Paradieses, und so weit sein Schatten fällt, versengt er jedes Leben, wächst kein Gras mehr! — Nenne man nun diese meine Redensart eine Deklamation, eine hohle Phrase oder wie man will, ich leiste für meine Behauptung den Beweis.

Blicken Sie auf das schöne Italien, auf Sizilien, die Kornkammer Roms! Was finden Sie jetzt dort? Maultiere, Banditen, Mönche, Vagabunden und Bettler, und Junker, die nichts haben. Jenes einst so starke für den Handel und die Weltherrschaft so wichtige Inselland steht nun auf einer so niedrigen Kulturstufe. Gehen wir weiter und betrachten wir das einst so blühende und herrliche Griechenland, wo der weise Pytagoras mit dem goldenen Griffel seinen Namen in das Buch der Unsterblichkeit schrieb; sehen Sie auf Rhodos, die gleiche fruchtbare Natur ist noch da, denn das Füllhorn Gottes ist unversiegbar, nur an den Menschen liegt es, es auszuschütteln in ihren Schooß; aber der Segen ist verschwunden, weil die Menschen ihn nicht suchen, weil das

Mönchstum sich der Feigheit, dem Müßiggang, der Sittenlosigkeit und Tagdieberei in die Arme geworfen, ja sogar die Raubsucht unterhält und vergrößert, weil man bei allem Nichtstun doch gelebt haben muß. Gehen Sie hinaus in den blühenden Garten Italiens, hinauf bis an die Alpen, welch ein Anblick! Wenn man dieses Land mit seinen fruchtbaren Auen mit der Vergangenheit vergleicht; nur in Florenz kann man sich ein Beispiel von der alten Herrlichkeit geben, aber seit wann ist dieses der Fall? Seit der edle Großherzog von Toskana allem Unfuge des Mönchswesens entgegen getreten — Blicken Sie ferner hin auf das ergibige Spanien! Ist ein gesegneteres, beglückteres Land aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, als Spanien, mit seinen prächtigen, von Nutzen triefenden Gebirgen, mit seinen herrlichen Strömen, fruchtbaren Gefilden und üppigen Vegetationen mit seiner ausgezeichneten Lage für Handel und Verkehr. Verwüstung aber hat Spanien durchzogen. Als es noch von den Heiden bewohnt war, frage ich, stand es da hinsichtlich seiner Kultur nicht höher als gegenwärtig? Durch wen aber sind die Quellen des Segens verstopft worden? Verschiedene Ursachen haben mitgewirkt und in der vordersten Reihe steht das Mönchstum, welches alles bis auf den letzten Tropfen verstopfte. Dahin brachte es das einst so hochgebildete Volk und es wurde dadurch das schlechteste der europäischen Völker. — Doch was soll ich so weit führen; blicken wir nur unser Land an, sehen wir auf die uns bekannten Gegenstände hin, ich will von den Urkantonen schweigen, ich will von dem traurigen Zustande der Kultur und den Gründen seiner Niedrigkeit nicht reden, damit der Beweis um so schlagender werde. Ich will nun von den sogenannten Kulturkantonen sprechen. Kennen Sie das Schwarzbubenland? ist es hinsichtlich der Bevölkerung im Kanton Solothurn trotz der gleichen Schulen, Unterrichtsanstalten und Staatswohltaten nicht das allervernachlässigte? Ist es nicht das Land, das jedem vernünftigen Fortschritt verschlossen ist, dem das Lob weder des Ruhms noch der Tapferkeit gebührt, und warum dieses? Weil

die Mönche des Klosters Mariastein und die Kapuziner von Dornach daselbst ihr Wesen treiben, die führen das Wort. „Wo der Mönch steht, da wächst das Gras nicht. —

Betrachten Sie die oberen Bezirke unseres katholischen Landesteiles und Sie finden acht Klöster in drei Bezirken. Vergleichen Sie die Völkerschaften dieser Bezirke, soweit der Einfluß der Klöster reicht, mit den übrigen katholischen Aargauern, so werden Sie auf bedeutende Unterschiede in religiöser Hinsicht stoßen. Es gibt zwar auch noch Gegenden, welche sich von dem verderblichen Einflusse der Mönche frei erhalten haben und in dieser Beziehung eine ehrenwerte Ausnahme machen. — Wer will hier nun noch in Abrede stellen, daß diese Anstalten auf die Bevölkerung in moralischer Hinsicht, den allerschlechtesten Einfluß ausüben? Beweise dafür finde ich in den übrigen katholischen Bezirken des Kantons. Ich nehme gerade den Bezirk Zurzach, da finden Sie Reformierte und Katholiken wohl als Brüder untereinander; Sie hören da gewiß nie eine Äußerung von Unerträglichkeit und Verdammungssucht; da finden Sie in derselben Schule reformierte und katholische Kinder, die derselbe Lehrer unterrichtet. Nehmen Sie nun eine solche Schule und verlegen Sie dieselbe nach Muri hinauf, und Sie werden sehen, wie lange eine solche Schule bestehen würde, nicht über Nacht; mit der Morgenröte erstem Strahl würde der Bannfluch des Mönchstums auf ein solches Institut geschleudert werden.

HHerren! Nun auch von dem, was mit den Klöstern geschehen soll. **Die Klöster im Kanton Aargau sollen aufgehoben werden.** (Der Redner wurde durch Bravo-Rufen und Beifall-Klatschen sowohl von den Zuhörern auf der Gallerie, die sich ungewöhnlich zahlreich eingefunden hatten, als auch von den Mitgliedern des großen Rates selbst, für eine Weile unterbrochen). — Die Aufhebung derselben ist eine Notwendigkeit geworden. Die Klöster haben sich überlebt an sich selbst. Tit., wenn Sie wollen, daß der Aargau, und namentlich das katholische Volk, bezüglich auf Moralität, Religion, Rechtlichkeit und Gesetzlichkeit nicht von Jahr

zu Jahr rückwärts schreiten soll; wenn es Ihnen Ernst ist mit den Schulen und der Kirche, mit einem Wort, wenn Sie das Volk sittlich heben wollen, so müssen Sie allvorderst die Klöster aus dem katholischen Landesteile wegschaffen. Durchgehen Sie diesen von den Klöstern umgarnten Landesteil, und ich frage Sie dann, wo finden Sie eine solche Roheit des Volkes, eine solche Barbarei, Irreligiosität, Aberglauben, Fanatismus und so weiter, wie in jenen Gegenden. Damit ich jedoch keinem dieser Institute von der Art Unrecht tue, so muß ich bemerken, daß ich vorzüglich von den Mannsklöstern rede; im ganzen genommen sind die Frauenklöster unschuldige Anstalten, und wenn sie von dem gleichen Schicksal getroffen werden müssen, so tragen sie nicht die nächste Schuld; freilich haben sie auch etwas auf ihrer Rechnung. Daß es mit der Bevölkerung in der Nähe der Klöster bezüglich auf Moralität, Rechtlichkeit, Kultur und Menschlichkeit nicht gut steht, davon geben die jüngsten Ereignisse hinlängliche Beweise. Welch betrübendes Beispiel haben Sie nicht in diesen Tagen erlebt? HHerren, Sie müssen die Klöster aufheben, wenn Sie die religiöse Erziehung des katholischen Volkes heben wollen. Auch aus politischen Gründen müssen Sie die Klöster aufheben, und warum? Damit Sie einmal im Lande Ruhe haben; Sie wollen doch gewiß nicht von fünf zu fünf Jahren Aufruhr in ihrer Nähe haben, Sie wollen gewiß nicht Jahr für Jahr einen großen Teil Ihrer Mitbürger in den tiefsten Kummer und in die größten Besorgnisse versetzen, ja um Leib und Leben bringen; nein, das kann nicht in Ihrem Willen liegen! Sehen wir auf die politische Gesinnung der Bevölkerung, welche unter klösterlichem Einfluß steht, so muß man wirklich zurückschaudern; das Volk wird teils durch die Pfarrer und Mönche von der Kanzel herab, teils im Beichtstuhle auf verderbliche Pfade geführt. Wie steht es da mit dem Gemeinsinn der Bevölkerung, mit der Achtung gegen Gesetz und Ordnung? Werden nicht gerade in jenen Gegenden Verfassung, Verordnungen, Gesetze, Behörden und Beamte fortwährend

gehöhnt? Finden Sie nicht daselbst Nachahmung der Klöster, nämlich gegen alles Gute und Ersprießliche, was angeordnet wird, feindselig aufzutreten? Wenn Sie dies nicht glauben wollen, so lassen Sie sich die Protokolle Ihrer eigenen Behörde, als Verwaltungsbehörde vorlegen, und Sie werden den Beweis für meine Behauptung deutlich vor Augen haben. Ein ewiger Kampf gegen Friede und Republik wird an diesen Orten genährt und unterhalten, und mit nicht saubern, sondern unreinen Mitteln, denn dem ausgearteten Mönch ist nichts zu schlecht.

HHerren! Es ist aber auch die Aufhebung der Klöster auf der andern Seite aus einem andern Grunde eine Notwendigkeit geworden; es ist der entschiedene Volkswille, der dies laut verlangt. Ich appelliere an das aargauische Volk; legen Sie demselben die Frage über die Aufhebung jener Anstalten vor und zwei Dritteile werden sich dafür aussprechen. Wenn auf diese Weise über jene Institute das Volksgericht ergangen, wenn der Stab über ihrem Haupte gebrochen ist, wollen Sie dann diesen Richterspruch nicht vollziehen? Gleichviel ob Sie ihn vollziehen oder nicht, vollzogen wird er. Vollziehen Sie ihn, dann leisten Sie der Ruhe Vorschub; vollziehen Sie ihn nicht, so werden ihn andere vollziehen, aber nicht auf dem Wege des Gesetzes, sondern das Urteil wird an den Bajonetten und an den Mündungen der Kanonen geheftet sein. Durch den Beschluß, die Klöster sollen aufgehoben werden, werden Sie den äußersten Anstrengungen und der Gewalttat des Volkes zuvorkommen.

Von dem § 12 der Bundesverfassung muß Gebrauch gemacht werden; wenn dieser Zeitpunkt nicht benutzt wird, so wird er sobald nicht wieder kommen. Sie haben durch Ihre Nachsicht nur das Verderben und Mißtrauen im Lande gesteigert. Wenn Sie die Klöster noch ferner bestehen und ihre Bewohner noch länger sich mästen lassen wollen, so wird immer die Trennung des Kantons verlangt werden, und zwar von den Reformierten, denn diese werden sagen, wir wollen einmal Ruhe im Haus haben. Und wenn von der einen, wie von der andern Seite

Trennung gerufen wird, da möchte ich die Patrioten sehen, welche imstande wären, den Kanton noch zu erhalten. Man ist überall müde der ewigen Wühlereien, Plackereien und Barbareien und so fort, und namentlich ist man durch die neuesten bedauerlichen Ereignisse des Treibens satt geworden. Wie hat sich dasjenige Stift, welches an Ansehen, Einfluß und Macht reich war und gern von sich rühmen hörte, wie hat es sich bei den letzten Begebenheiten gezeigt? Die sämtlichen Berichte sagen es mit dürren und trockenen Worten: der erste Anlanf kam von der Klostertüre gegen Gesetz und bestehende Ordnung. Ferner heißt es, Klosterknechte und Klosterbedienstete waren bei jedem Tumult und gefährlichem Zusammenrotten, welche an jenem verhängnisvollen 10. Januar in Muri stattfanden; sie waren die Ersten und Letzten und die Wütendsten unter der Rotte; sie waren die Schergenknechte der Hohenpriester uud Pharisäer von Muri. Aus jenen amtlichen Berichten können Sie im weitern sehen, daß das Kloster, um die fanatisierten Volkshaufen in ihren Rasereien zu bestärken, ihnen Brod, Wein und Fleisch reichen ließ. Es ist Tatsache, daß im Kloster selbst Sturm geläutet wurde, denn auch das Kloster kann nicht in der Tasche läuten. Von ehrenwerten und glaubwürdigen Männern wird berichtet, ich gebe es wie ich es habe, daß das Kloster schon seit Jahr und Tag gegen die bestehende Ordnung der Dinge im Beichtstuhle wühle, und zwar durch welches Organ? Durch die Weiber, welche hiefür am zugänglichsten sind. Man erzählt, wie sonst ruhige, stille, friedliche und freie Bürger auf diesem Wege eingeschüchtert worden sind, auf diesem Wege ihnen der Mund gestopft wurde, als sie sich für Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung, für Mäßigung, Besonnenheit und Klugheit aussprechen wollten. HHerren! dieser Zustand kann nicht mehr bleiben; Sie haben Augen zu sehen und Ohren zu hören, sehen Sie zurück auf das Jahr und die Umstände von 1835. Schon damals glaubten die Mitglieder derjenigen Kommission, welche zur Untersuchung und Berichterstattung über die in jener Zeit

im Freiamt stattgefundenen aufrührerischen und widersetzlichen Handlungen niedergesetzt war, es sei Grund und Ursache genug vorhanden, die Klöster aufzuheben; es wurde jedoch dafür gehalten, einstweilen noch zuzuwarten und sie *reif* werden zu lassen. Seit fünf Jahren nun haben sie gewaltig gereift, so gereift, daß der Apfel fallen muß. — Blicken Sie, Tit., hin auf die Tausende von Hausvätern, welche nun zum 2. Male von ihren Kindern, Frauen und vielleicht noch lebenden Eltern scheiden mußten, um einen Aufruhr zu dämpfen, der von diesen klösterlichen Wühlern angestiftet worden ist. Wenn Sie bedenken, welche Bedeutung der Hausvater als solcher in der Haushaltung hat, die er mit seinem Verdienste ernähren muß; wenn Sie ferner bedenken, wie notwendig er ist, seiner Frau mit Rat und Tat beizustehen, wenn Sie wissen, wie ein armes Hauswesen leidet und ein reiches, wenn das Haupt der Familie entfernt ist, so müssen Sie gewiß eingestehen, daß in dieser Beziehung manchem schwerer Nachteil zugefügt wird. Sehen Sie hin auf die zum Teil zerstörten Wohnungen einiger unserer Mitbürger, hin auf das entwichene Leben, auf Leichen; sehen Sie hin auf die mißhandelten ruhigen Bürger, auf die mißhandelten Beamten; sehen Sie hin auf die namenlose Höhnung und Verachtung aller Ordnung und Gesetze, und, frage ich, wie oft wollen Sie noch diesen Anblick haben? Schon zum zweiten Male innert fünf Jahren ist dies geschehen. Sehen Sie nach, wie sich diese Auftritte jedesmal potenzieren und sich in die übrigen katholischen Landesteile hinüberspielen. Sie kennen die Erdgänge von Mariastein bis Muri nach Schwyz, in welchen die Dünste des Vulkans genährt werden, und von Zeit zu Zeit notwendig sich Luft machen müssen, sie werden aber immer gewaltiger sein, um das Glück des Landes zu vernichten, um sich selbst zu begraben, denn *dies* wird das Endergebnis ihrer Anstrengungen sein. HHerren! Ich könnte der Gründe noch viele anführen, aber um kurz zu sein, schließe ich mit den Worten eines römischen Schriftstellers, mit Cato, der sagt: „Carthaginem delendam censeo.“ zu deutsch: „*Die Klöster sollen aufgehoben sein.*“

HHerren! Ich wende nun meinen Blick noch auf einen fernern Punkt, der ihre Aufmerksamkeit in vollem Maße ansprechen muß und soll, es ist dies der Kostenpunkt. Wer will bezahlen, oder vielmehr, wer muß diesmal die Zeche bezahlen? Ich spreche hier die einstimmige Gesinnung meines Kreises aus, daß nämlich diese Bürger von einer abermaligen Bezahlung aus der Staatskasse nichts wissen wollen. Es ist schon genug, nur zu viel, daß der Bürger seine Zeit, sein häusliches Glück und alle seine Kräfte verwenden muß, und nun soll er auch noch die Kosten der von andern zu seinem Untergange berechneten Folgen bezahlen helfen. Wir wissen es aus Bittschriften des Jahres 1835; auch im Fricktal wurde der Wunsch laut, daß die Urheber der Kosten diese auch decken sollten. Es wird auch diesmal von der Bestreitung der Kosten die Rede sein müssen; wir haben aber die hinlänglichen Einkünfte nicht, um für ein solches nutzloses, ruhestörerisches Unternehmen die Auslagen zu bestreiten, während nützlichen Anstalten nur spärliche Unterstützungen verabreicht werden. Bei dieser Frage komme ich nun auf das arme verführte Volk zu sprechen, das nun für seine Verführer einzustehen hat. Zwischen Schuldigen und Unschuldigen muß unterschieden werden, damit nicht Unschuldige leiden müssen, indem bereits Gemeinden aus dem insurgierten Landesteile erklärt haben, daß sie frei von aller Anteilnahme an dem Aufruhr seien. Es gibt Gemeinden, die während der ganzen Revisionszeit treu und redlich den Behörden vertraut, sie mit keiner einzigen Petition behelligt, sondern alles Zutrauen in sie gesetzt haben. Eine solche Gemeinde kenne ich im Freiamt, ich tue ihrer hier Ehrenerwähnung, es ist die kleine Gemeinde Büttikon, deren würdiger und wackerer Vorsteher alle Anfechtungen zurückwies, welche mit ins Unglück hätten führen können. Herren! Dermalen nun kennen wir gegenüber den Unschuldigen die Schuldigen; im Jahre 1835 war es anders. Die Verwegenen haben sich bei dem jetzigen Aufruhr auf den offenen Kampfplatz hinausgewagt, den sie auch eben so feig und verräterisch wieder verlassen; hiefür zeugen das

Benehmen und Betragen des sogenannten Bünzer-Komitees, die Mitglieder desselben sind Feiglinge, Verräter am Volke, das sie verführt haben; sie sind Verräter an ihren eigenen Mitbrüdern und am Vaterlande. Kaum war der entscheidende erste Schlag geführt, so zeigte sich schon keiner mehr an der Spitze des Volkes, keiner, der für das Volk gebeten hätte, keiner, der um Gnade für die Verführten bat; nein, feige verließen sie die Unglücklichen! Ich spreche es ohne Scheu und offen aus, daß ich die tiefste Verachtung gegen diese Volksverräter habe. Das arme, unglückliche Volk, das jeder vernünftigen Belehrung, jeder Wohltat, welche man ihm reicht, zugänglich ist, haben sie hintergangen. Haben sie nicht die für das Volk und Vaterland so nützlichen Verfassungswohltaten verkehrt und übel gedeutet? Kann es etwas Armseligeres, Schändlicheres und Treuloseres geben? Wie wurde jener Verfassungsartikel, der über die Pfrundgüter handelt, so perfid entstellt und verdreht? Man hat schon im Jahre 1835 von katholischer Seite um eine solche Bestimmung nachgesucht, selbst katholische Priester haben sie verlangt. Da Sie nun diesen Wünschen Gehör gegeben haben, wird auf verräterische Weise dem Volke jener Verfassungsartikel so unterschoben, als wolle man die Pfrundgüter in die Staatskasse fließen lassen, um allfällig einem schlechten Verwalter Gelegenheit zu verschaffen, damit fortgehen zu können. Welch eine niederträchtige Belehrung und Auslegung haben die Treulosen dem Volke gegeben!! Es ist ganz natürlich, daß eine Gemeinde, die eine besondere Kirchenanstalt gegründet und dotiert hat, aufgebracht werden müßte, und es ihr nicht gleichgültig sein könnte, wenn man ihr jenes Vermögen entziehen wollte. Dies ist aber keineswegs der Fall, sondern die Auslegung des wohlbekannten Verfassungsartikels eine irrtümliche, eine schlechte! Wie ist das Volk belogen und betrogen worden! und sie, die Verführer und vorzüglich die Häupter derselben, haben dies zu tun sich erfrecht! HHerren! dann wird es Ihnen endlich wohl auch daran liegen müssen, daß eine strenge, umsichtige und gründliche Untersuchung über

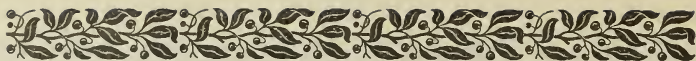
die Frevler nach Recht und Gerechtigkeit angeordnet werde, um dadurch das richtige Maß der Schuld und Unschuld zu ermitteln. Deswegen erlaube ich mir, jede weitere Redaktion jedoch vorbehalten, Hochdenselben folgende Anträge zur Entscheidung vorzulegen:

I. a. Die getroffenen Maßregeln des Kleinen Rates zu genehmigen, und ihm seine Wachsamkeit und Entschiedenheit bestens zu verdanken;
   b. die daherigen Vollmachten zu erneuern, mit dem Wunsche, daß unsere Truppen baldmöglichst zurückgezogen werden, und die insurgierte Gegend durch die eidgenössischen Truppen besetzt zu lassen.

II. a. Die **Klöster** des Kantons Aargau sind aufgehoben;
   b. Der Kleine Rat ist beauftragt, über die Vollziehung dieser Aufhebung einen angemessenen Dekretsvorschlag beförderlichst vorzulegen.

III. a. Der Kleine Rat hat einen Dekretsvorschlag betreffend die Tragung der infolge der Insurrektion entstandenen Kosten zu hinterbringen;
   b. der Kleine Rat ist endlich beauftragt, mit möglichster Beförderung die infolge der jüngsten Ereignisse notwendig gewordenen Untersuchungen einzuleiten.





Eröffnungsrede an den Aarg. Großen Rat
gehalten am 24. Januar 1842.

Hochgeachtete Herren!

Hochdieselben haben mich mit der unverdienten Ehre ausgezeichnet und für das Jahr 1842 an das Präsidium Ihrer hohen Behörde berufen. Ihr ehrenvolles Zutrauen verpflichtete mich, dem Rufe zu folgen, und mich einer Aufgabe zu unterziehen, von der mir meine Kräfte abgeraten hätten. Ich ließ mich dabei von der freilich unbescheidenen Voraussetzung bestimmen, daß in Ihrer Wahl auch gleichzeitig eine ebenso wohlwollende Versicherung Ihrer Nachsicht mit meinen unvollkommenen Leistungen und auf diesem Felde ungeübten Kräften liege. Auf diese Weise naben Hochdieselben mich zu zweifachem Danke gegen Sie verbunden. Ich bringe Ihnen denselben an der Schwelle meines Amtes als erste Pflicht mit den wärmsten Gefühlen und aufrichtigsten Empfindungen dar, und bitte Sie, ihn als reinen Erguß meines Herzens mit dem gleichen Wohlwollen zu genehmigen, womit Sie mich zu demselben veranlaßt haben.

Hiemit, hochgeachtete Herren, könnte ich das Wort des Empfanges schließen, und gerne wollte ich darin meiner Neigung folgen. Allein der Ernst der Zeit, die Stimme der Vergangenheit, und vor allem aus die rätselhaften Lose, welche vor unsern Augen überall in die Urne des Verhängnisses geworfen werden, lassen den Freund des Vaterlandes nicht schweigen. Zudem fanden selbst die weisesten und ruhmwürdigsten Völker alter Republiken, so oft sie zur Beratung ihrer Angelegenheiten zusammentraten, sogar eine religiöse Pflicht darin, sich jeweilen

nach des Himmels Götterzeichen umzusehen, um in ihnen das heilige Gesetz ihrer Entscheidungen zu lesen. — Den christlichen Staaten ist die Geschichte die Offenbarung der Gottheit und ihres ewigen Willens geworden. Aus der Vergangenheit greift sie herüber und schreibt Völkern und Regierungen in den Erscheinungen der Gegenwart ihre Mahnungen an die Wand, damit deren Ratgeber sie ihnen zum Heile deuten. Wohl dem Staate, der auf seinem Janusberge diese untrüglichen Augurien seines Gesichtskreises jedesmal versteht und in den Entscheidungsmomenten seines Lebens befolgt! Noch kein Volk hat ungestraft seine Gegenwart verkannt. Unsere Väter büßten vor vier und vierzig Jahren diese Sünde mit dem Untergange ihrer ewigen Bünde und fremder Beknechtung der Nation! — Mit dem verflossenen Jahre ist sowohl unser weiteres als engeres Vaterland durch wichtige Begebenheiten in einen neuen Wendekreis getreten. Es ist Pflicht zu sehen, wo nun jedes am politischen Horizonte steht.

Monarchien ruhen zwar, gegenüber der Republik, auf eigentümlichen, finanziell verschiedenen Grundlagen, während beide Staatsformen die Wohlfahrt der Völker zum höchsten Zwecke haben. Die schweizerische Eidgenossenschaft hätte aber gerade hierin Anlaß und bereits Pflicht, von den erstern zu lernen, ohne die Aufgabe der politischen Entwicklung zu versäumen. Denn die Republik muß ein Born ewig verjüngten Lebens sein. Schwere Zeiten, lange Kriege, welche die Welt erschütterten, und seither ein Friede, welcher nach allen Richtungen des Kulturlebens bisher unbekannte Bedürfnisse schuf, machten den kommerziellen Verkehr mit seinem täglich wachsenden Gefolge materieller Interessen zur Windrose der allgemeinen Politik, nach welcher beide, Fürsten und Völker, unverwandt dem Vorgebirg der guten Hoffnung entgegen steuern. Griechenland, Spanien und die unglücklichen Kandioten boten kein Interesse als das eines Trauerspieles dar, und verbluteten trostlos ihre Begeisterung für Nationalität und Menschenrecht. Die belgischen

und orientalischen Fragen hingegen stellten sich in ihrer endlichen Lösung als kommerzielle Probleme heraus und wurden europäisch. Deutschlands politische Vereinigung und nationale Verbrüderung fand in dem Institute eines Zollverbandes seinen volkstümlichen Ausdruck. Und was seit zwei Jahrhunderten weder der Schlauheit der Jesuiten noch der Frömmigkeit der Missionare gelang, die Macht des Handelsgeistes hat die vieltausendjährigen Bollwerke Chinas geworfen. — Ein Weltereignis, dessen Ursachen und Folgen die Geschichte ungleich beurteilen wird! Handel und Industrie tragen die Schicksale der Völker, Krieg und Frieden durch die Welt. Politische Theoriefragen treten selbst unter dem Gestirne der Juliussonne in den Hintergrund. Handelstraktate, Zollbündnisse, unglaubliche Transitanstalten und andere Wunderwerke des Verkehrs sind bereits Tagesgeschäfte, und die Natonalökonomie die Hauptwissenschaft der Kabinette geworden. Selbst das konservative Österreich proklamiert die neue Lehre in landesväterlicher Weise seinen treuen Völkern und wirft von der alten Kaiserstadt aus ein eisernes Netz über seine Länder, um ihnen die Freiheit des Verkehrs zu geben. Es tut not, auf diese Wahrzeichen aufmerksam zu machen. Die Schweiz von ihrer hohen Felswarte aus hat sie noch nicht erkannt. Seit dem Zürcherischen September sind ihr die günstigen Adler wieder verschwunden; sie deckt die begonnene Bahn wieder zu, und macht die Herstellung ihrem Geschick anheimgefallener Klöster und die Einführung der Jesuiten zu Lebensfragen der Nation; und vergißt darob, daß der Schweizer zu seinem Glücke, so gut als der Österreicher, sein täglich Brod bedarf.

In dieser materiell-praktischen Richtung der europäischen Politik dürfte denn auch einer der Gründe gefunden werden, warum dieselbe sich weniger um die theoretische Richtung des schweizerischen Staatslebens zu bekümmern scheint. Es liegt aber darin zugleich auch die notwendige Folge, daß die Lieblingsmeinung, als ob die Schweiz unausgesetzt ein Gegenstand

fremden Neides sei, auf so lange wird ermäßiget werden müssen, bis dieselben in jener praktischen Richtung mit dem Auslande im Wettkampfe steht. Gerne wird uns von reichen Nachbarn das Glück gegönnt, arm zu sein und uns unter der Herrschaft weiser Verfassungen am Gefühle der Freiheit für glänzenden Reichtum zu entschädigeu. Zudem hat uns die Zivilisation, statt der bezwungenen Ströme und Berge, zwei andere Schutzgeister gegeben: die öffentliche Moral der Nationen, welche auch in der Politik eine Macht geworden ist; und das nationale Bewußtsein des bessern Schweizervolkes, welches seit 1830 in historisch-urkundlicher Kraft besteht. Mögen daher die Wechselfälle der Politik hie und da von der punischen Treue eines kommerziellen Geistes bedingt sein, das Vaterland wird, so lange es gegen das Ausland ebenso mannhaft seine Pflicht als gegen jede Einmischung sein Recht beobachtet, nichts zu gefahren haben. Und da mögen entartete Söhne des Landes selbst unter den Augen eines künftigen Vorortes dem Auslande die Intervention immerhin auf die Zunge legen, und dieselbe mit unerhörter Schamlosigkeit öffentlich als nahes Glück begrüßen; sie werden sich damit weder Orden noch Brillanten verdienen. Die verdorbenen Zeiten der goldenen Ketten und Jahrgehalte für Verrat sind auch an den Höfen vorüber. Die schönen Tage schweizerischer Patrizier in den Antichambern einer Maintenon und Pompadour werden ewig nicht mehr wiederkehren. Allein die Reaktion gegen das neu erstandene Vaterland begreift, wie vieles andere, auch dieses immer noch nicht. Denn von Gott gestraft, steht sie gleich jener Salzsäule versteinert, auf der Grenzscheide von 1798, wo sie mit unverwandtem Blicke zurück auf die untergegangene Stätte ihrer gezüchtigten Gräuel starrt, und dem mißhandelten, vorwärtseilenden Genius, der die Gerechten aus dem Verderben rettet, bewegungslos den Rücken kehrt. Man muß sie daher über ihre jetzige Stellung dahin belehren: Es haben zwar auch zu andern Zeiten Verräter das Ausland gerufen und sind dem Fluch der Nation

anheimgefallen; das heutige Bewußtsein des Volkes aber würde zum Fluche auch noch die Vernichtung fügen. Ohne furchtbare Sühne wird die Schweiz von keinem Schweizer verraten. „Erst an die Verräter, dann an den Feind!“ Das ist heute die geschworene Losung von tausend und aber tausend Eidgenossen, von den Toren Genfs bis an die von Konstanz!

Verzeihen Sie, hochgeachtete Herren, daß mich dieser düstere Gedanke näher auf das Vaterland zu sprechen führt! Auch der Name eines Verräters Ephialtes erinnert an Spartas Ruhm. Das letzte Jahr hat den Bund der Eidgenossen von einem seltsamen Zauber befreit und einen Vorhang gelüftet, hinter welchem der Vaterlandsfreund auf den Fall stürmischer Ereignisse verhängnisvolle Gefahren erblickt. Welch ein Bund! Kaum fünfundzwanzig Jahre alt, und schon so weit hinter dem Leben zurück, ein ohnmächtiger Greis; erst noch ein klarer, von jedem Bundesgliede wohl verstandener Vertrag, und nun plötzlich eine von jedem anders gedeutete Hieroglyphe einer veralteten Vorzeit; bisher als Herz und Lebenshort der Eidgenossen geachtet, und nun beim nähern Anblick in ein Felsengrab geschlossen, eine erstarrte Mumie; bisher als der einzige, gemeinsame Träger freisinnigen Fortschrittes geehrt, und nun in der Anwendung auf Kultur und Zivilisation zur Versicherungsanstalt jeden Vorurteils und Rückschrittes herabgewürdigt; in seinem ersten und höchsten Prinzig klar und unzweideutig eine heilig beschworene Garantie für die Existenz der Kantone, und nun verdreht und verkehrt in ein Asyl für Aufruhr und Hochverrat; mit einem Worte: bisher eine Bundesurkunde der Kantone, jetzt entweiht zu einem Freibriefe meuterischer Klöster! In dieser trostlosen Gestalt steht zur Stunde die Bundeslade der Eidgenossen vor uns da, und um sie herum ratlos die Führer und entrüstet das Volk. Noch eine solche Frage, wie die Klosterfrage mit dem Artikel XII., und leicht dürfte die morsche Säule zertrümmert zu den Füßen der Nation liegen.

Und dennoch haben wir einen starken Bund. Von der Diplomatie weder anerkannt noch erkannt ist er in dem Herzen der bessern Eidgenossenschaft aller Kantone geschlossen, deren Siegel und Unterschrift in der Stunde der Entscheidung so ächt als die vom 7. August 1815 sich bewähren werden. Denn über die Hauptfragen und Grundbedinge unserer Konföderation ist der selbständige Kern des Schweizervolkes aller Gaue einig. Es hat sich gegenüber gewissen Bestrebungen Grundsätze gebildet, um die es sich als faktische Urkunde seiner Verbrüderung schart, und am Ende selbst als der authentische Ausleger der geschriebenen hervortritt. — Wer hat offene Augen und kann sich bei solcher Lage der Dinge der Besorgnis erwehren, daß die bestehende Bundesverfassung, wenn sie mit der bisherigen Beharrlichkeit jeder lebensgemäßen Entwicklung verschlossen bleibt, endlich das Schicksal der fünfzehner Verfassungen derjenigen Kantone haben müsse, in denen das Volk den Begriffen der Restauration entwachsen war? Denn auch die Originalhandfeste des Bundes liegt in der Souveränität der Nation. Daher ruft seit Jahren jeder Vaterlandsfreund den Räten und Vorstehern des Volkes zu: „Lernet ihr Gewarnten, und verachtet die Götter nicht!“

Sehen wir dann, HHerren, vom Bunde auf die Kantone; welche Grundverschiedenheit in der Nationalität ihrer Bevölkerungen; wie einander teilweise gänzlich fremd ihre Geschichte und der Gang ihrer politischen Entwicklung; wie entgegengesetzt ihre religiösen, politischen und industriellen Bestrebungen; wie mannigfaltig und in den Grundbegriffen sich oft gerade widersprechend und sogar der Idee eines Nationalbundes stracks entgegen ihre Verfassungen; welch ein Wirrwarr und buntes Gemisch von Widersprüchen in Freiheiten, Rechtsamen und sozialen Beziehungen; welche Verwirrung der Begriffe über Bundesrecht und Kantonalsouveränität; in Schule, Kirche, Gesittung, Kunst, Wissenschaft, Politik, Handel, Gewerbsleben, ja in allen Gebieten der Kultur, welche Gegensätze; und endlich

ob jedem Interesse welche traurige Schar von Geistern des Mißtrauens, des Neides, der Selbstsucht, der Intrigue und Verfolgung, die wie Geier jede materielle Frage umkreisen! — Und dennoch über all diese feindlichen Grenzgötter der Kantone hinweg schwebt ein gemeinsamer Genius mit unbezwingbarer Macht, dessen Flug von Gau zu Gau noch keiner diplomatischen Kunst zu stören gelang. Denn wie die Konfessionen in den Kirchen, so stehen auch die Kantone in den Ratssälen weiter auseinander als beim Volke im Leben. Das Gefühl einer Nationalität, bereits von erwachendem Bewußtsein gehoben und getragen, ist mächtiger als die Zersetzungstheorien der Staatslenker, auf deren Saaten nur das Mondlicht der Kantonalität fällt. Das über seine Bedeutung unterrichtete Volk will trotz der verschiedenen Standesfarben in den höchsten Grundsätzen des politischen Lebens Übereinstimmung, prinzipielle Einheit seiner Verfassungen im Geiste der Emanzipation. Dieser Geist zieht seit 1830 von Ort zu Ort und rastet nie; und wie ihm Genfs Aristokratie nicht gewachsen war, so werden ihm auch die Quellen des Rheins nicht zu hoch, und Basel nicht zu tief liegen. — Allein die jüngste Vergangenheit urkundet diesen Einheitssinn noch durch eine andere, uns allen so nahe Tatsache. Wenn man sich sonst die Bruderhand nur bei Erlebnissen physischen Unglücks bot, so hat sie das emanzipierte eidgenössische Volk jüngsthin zu Schutz und Trutz einem bedrängten Bundesbruder auch in politischer Gefahr dargereicht. Ohne Transaktion war es mit seinem kunstlosen Verstande, schon beim ersten Blick auf die Akten über eine Frage einig, in welcher seine Führer bis zur Stunde den Faden der Ariadne noch nicht gefunden haben. Allerorten verstand es aus den vielen Gutachten heraus einzig nur die Sprache des einfachen, ungedrechselten Rechts und der Vernunft, die Sprache seines treuen Bundespräsidenten in Bern. — Das Volk der Kantone ist in dieser Hinsicht in einer tröstlichen eidgenössischen Richtung begriffen. Wohl mag es da und dort durch arglistige Blendwerke auf Augenblicke getäuscht

werden, allein jedesmal geht es nur tüchtiger aus den wieder durchbrochenen Netzen der Verführung hervor. Je dichter die Finsternis, desto mächtiger die Sehnsucht nach Licht. Zürich wirs es beweisen und Luzern bekräftigen. Die Septembersaat ist auf Felsen gefallen; schnell ging sie auf, aber gewann keine Wurzeln, und als die Sonne stieg, verdorrete sie.

Freilich, HHerren, tritt bereits eine andere, ernste Erscheinung auf die Bühne der schweizerischen Politik, das System des goldenen Bundes, dieses Blutgespenst aus den Gräbern der Religionskriege, und vor ihm her, als Vorläufer und Schildhalter, die furchtbare Macht der Jesuiten. Schon liegt ein edler Kanton zu den Stufen seines Altares geopfert; durch die Wachsamkeit der Behörden hat die Vorsehung Aargau und Solothurn von dem gleichen Geschicke und noch größerem Unheile gerettet. Diejenigen, welche alles nur aus dem Standpunkte einer Partei betrachten, schieben die Wiederkehr der Jesuiten der Opposition zu. Denn keine Partei, weder die liberale noch die konservative, will die Verantwortung ihrer Erscheinung auf sich haben. Es liegt darin das wichtigste Moment für die Beurteilung des Wertes und der Verdienste, welche der Orden um die Wohlfahrt der Staaten und Völker sich erworben hat. Die Wiederkehr der Jesuiten ist keine Frucht der Regeneration, sie bildet eine Phase des großen Operationsplanes, welchen die römische Politik seit dem Anfange dieses Jahrhunderts gegen die konfessionelle Versöhnung und Befreundung der Völker angelegt hat. In der Schweiz wurde ihre Wiederherstellung schon unter der Mediation im stillen vorbereitet und am Sonnenschein der Restauration vollendet. Seither gleicht ihre Wirksamkeit einem Eroberungszuge im Lande. — Es ist kaum ein Jahr, daß hier in diesem Saale die Furcht vor Jesuitismus im Aargau für übertrieben und unbegründet erklärt wurde, während ein nun offenkundiger Agent des Ordens hinter jenem Redner saß und für unbedingte Emanzipation geistlicher Korporationen in die Schranken trat. Und wer hat noch einen Funken Achtung für

Religion und Moral und schaudert nicht zurück vor der religiösen und sittlichen Verwüstung, welche diese Sendboten einer finstern Macht an unsern Grenzen hin und her bereits angerichtet haben? Und wer weiß die Macht ihres Einflusses zu beurteilen und nimmt im weitern Umkreise des Vaterlandes nicht die Zügel wahr, an denen sie bereits Volk und Regierung ganzer Kantone leiten? — Aber auch dieses soll nicht gesagt sein, als ob sich daran das letzte Verhängnis des Vaterlandes knüpfte. Das Volk der Eidgenossen hat noch so viel Tugend, daß es auch diesem Feinde gewachsen ist.

Nein, HHerren, die Erbfeinde und Bekämpfer des Protestantismus im Dienste des goldenen Bundes werden die Freiheit des paritätischen Schweizervolkes ebensowenig stürzen und das Vaterland ebensowenig in konfessioneller Trennung auflösen, als ihren Mitarbeitern die Auflösung und Vernichtung des Aargaus gelang. Sie werden und müssen durch ihr Treiben, gerade wie es im Aargau geschah, das gesamte protestantische, und mit ihm auch das aufgeklärte katholische Volk der Schweiz gegen sich endlich in die Schranken rufen, und dann entweder fliehen oder vernichtet werden. Es liegen diesem Feinde gegenüber zu heilige Gemeingüter aller vaterländischen Parteien in Frage. Es ist die Einheit und der Bestand des Vaterlandes, es ist der Friede der Konfessionen, es ist die Erziehung der Jugend, es ist die Religion, die Sittlichkeit, die Kultur, die Nationalität des Volkes: es ist Ehre, Glück und Freiheit aller. Darum wird es vereinte Aufgabe gesamter Eidgenossen sein, dem wuchernden Jesuitentum im Lande mit aller Kraft entgegenzutreten. Und — also sprechen viele — sollte der Bund auch hierin seine Pflicht zu erfüllen ohnmächtig sein, so wird wiederum das in seinen heiligsten Gefühlen verletzte und empörte Volk der bessern Eidgenossenschaft das Unkraut bis zur Ernte reifen lassen, und dann im Gefühle göttlicher und menschlicher Pflicht, wie Ein Mann sich erheben und von sich aus walten müssen, was Rechtens ist. Hier läßt sich nicht transigieren, und kein 6. September wird

hier vermitteln. Mit dem Jesuitismus und seinen Bundesgenossen kann es für den christlichen Eidgenossen nur einen Vertilgungskrieg, keine Versöhnung geben.

Also steht auch hier wieder hinter der allgemein erkannten Idee das Volk mit seiner Vollziehungsgewalt. Überall ist, bei der Teilnahmlosigkeit oder Ohnmacht des Bundes, die Lösung einer Nationalfrage dem Prozeß der Revolution anheimgegeben. Diese Richtung ist ein unseliges Kind der Kriegsschule, welche die Reaktion in den Kantonen dem Volke beigebracht hat. Sie wird aufhören, wenn bei Volksbewegungen statt dem Systeme fanatischer Täuschung und bewaffneten Landsturms der Weg wahrhafter Belehrung und des Gesetzes eingeschlagen wird, und andererseits der Bund die Nationalgesinnung des Volkes ehrt. Geschieht es nicht, so haben Verfassung uud Gesetz im Lande keine gefriedete Stätte mehr, und der letzte Tag der Eidgenossenschaft ist von der Vorsehung unerbittlich beschlossen!

Wenn ich HHerren, nun meinen Blick auf unsern Kanton und Hochderselben nächsten Wirkungskreis werfe, so maße ich mir nicht an, Sie auf denjenigen Standpunkt stellen zu wollen, von welchem aus Sie die Wohlfahrt und Politik des Landes zu leiten haben. Ich spreche nur meine persönlichen Ansichten und Gefühle aus, wie mir die Liebe zum Aargauischen Volke sie eingibt, ohne Rücksicht auf eine Partei. Ihr Präsident darf hier keiner Partei, nur dem Aargau, angehören.

Aus traurigen Ereignissen und der Gefahr der Auflösung unversehrt gerettet, von den Werkstätten langjährigen Unheils gereinigt, mit einer der freisinnigsten Verfassungen beglückt, steht der schöne Aargau — Dank sei es der göttlichen Vorsehung! — wieder mit verjüngtem Leben in der Reihe der Bundesbrüder da. Hoffentlich wird kein Aargauer je die ernsten Lehren vergessen, welche uns diese verhängnisvolle Zeit gegeben hat, und keiner so bald die mutwillige Hand an unsere schöne, mit dem Leben der Bürger erhaltene Verfassung legen. Denn der Baum kann nicht gedeihen, dessen Wurzeln immer wieder aufgerüttelt

werden, ehe sie mit dem Grunde verwachsen sind; der Grund einer Verfassung aber ist das Herz eines Volkes. Überdies liegen unter ihr Erinnerungen begraben, welche in jedem Revisionsrufe die Posaune ihrer Auferstehung hören werden. Ein Umstand, der jedem Aargauer sein Grundgesetz noch heiliger machen sollte. Stören wir daher die Geister geopferter Gefühle in ihrem geweihten Grabe nicht!

Zwar liegt die Verfassung gewährleistet im Archive des Bundes; allein der Bund vermag sie nicht mehr der Regierung, sondern nur dem Volke zu gewährleisten; und darum bleibt sie es, nach der Lehre der Reaktion, nur so lange, als das souveräne Volk will. Die wahre Garantie und das einzig feuerfeste Archiv der Verfassung ist daher die Liebe des Volkes, welches zwischen sich und seiner Regierung, als der bloßen Trägerin seiner Gewalt, keinen Vertrag, keinen garantierten Gegensatz mehr anerkennt. Aus diesem Grunde, und weil unsere Verfassung unter so schmerzlichen Wehen zur Welt kam, ist es Aufgabe der Staatsgewalt, ihr eine Vollziehung zu geben, daß sie beim Volke jene Garantie gewinne, und ihre Geburt durch ihre Segnungen vergessen mache. Aufgabe wird es sein, ihr eine Vollziehung zu geben, daß alle Landesteile, und jede Klasse der Bürger, und jeder Zweig unseres zivilisierten Lebens in ihr eine gleich wohltätige Mutter finden und lieben. Aufgabe endlich wird es sein, ihr eine Vollziehung zu geben, daß dieselbe die Reihe der Ehrendenkmäler, welche ihre Vorgängerinnen sich gesetzt haben, nicht bloß vermehre, sondern darin um so eher jede derselben übertreffe, als sie sich durch Grundsätze auszeichnet, welche diesen fremd waren, und anderseits ja wohl auch die Ruinen, in welche sie als ernste Rächerin die ältesten Institute des Landes warf, ihr die Pflicht besserer Schöpfungen gebieten. Denn mögen, nach dem Ausspruche unseres philosophischen Mitbürgers, Revolutionen sich immerhin schon dadurch rechtfertigen, daß sie die Hindernisse wegräumen, welche die freie Entwicklung der menschlichen Kräfte oder bürgerlichen Wirksamkeit erschweren oder gar unmöglich

machen; so vollenden dergleichen Staatsaktionen ihre Aufgabe doch erst dadurch, daß sie an die Stelle des Gestürzten etwas Besseres setzen. Darum lassen Sie, HHerren, das Schaffen und Aufbauen überall die erste Losung und Aufgabe unseres neuen Grundgesetzes sein. Der Steine wie der Hände sind genug vorhanden. Wir erfüllen damit einen Wunsch tausend edler Bürger im Lande, und zugleich eine dringende Pflicht gegen die Sittlichkeit des Volkes, welche fast aus jedem Sturme des Tages eine neue Spur der Verwilderung davonträgt. Daher wird die Ansicht immer allgemeiner, es sei einmal an der Zeit, daß ihr die Strafgerechtigkeit einen strengeren Damm entgegensetze. Denn nur dadurch gewinnt diese wahren Anspruch auf Humanität, daß sie, statt der Roheit und Zügellosigkeit Trost, ein kräftiger Hebel politischer Zivilisation und humaner Gesittung ist.

Im allgemeinen nun, HHerren, dürfen wir die bisherige Wirksamkeit unserer Verfassung als eine glückliche begrüßen. Mag man unsern Kanton in öffentlichen Blättern, und selbst in obersten Landesbehörden als einen Schauplatz der wildesten Leidenschaften und blutigsten Verfolgungssucht verleumden, und für die Tyrannen und Barbareien der Staatsgewalt keine Namen mehr finden; sich kaum erhebend aus den Stürmen eines schrecklichen Aufruhrs, der mit dem Blute treuer Beamter und Krieger in unsere Geschichte geschrieben bleibt, hat Aargau bis zur Stunde weder Blut noch Tränen seiner politischen Verbrecher in den Kerkern fließen lassen. Er gönnt diese Freuden denjenigen, welche in den Herrlichkeiten vor 1798 das Ziel ihrer Bestrebungen haben. Und wenn man von Leidenschaft, Verfolgungssucht und Faktionssystem spricht, so sehe man hin auf unsere hohen und niedern Staatsbehörden, wie sie, während die Republik noch an den Wunden des Bürgerkrieges blutete, und seither vom Volke und seinen Vertretern bestellt wurden! Mit Stolz darf es der Aargau von sich rühmen, daß er seine rechtsgleiche Verfassung nicht mit jenem Ausschließungssystem befleckte, welches

unter seinen Augen von Kantonen entgegengesetzter Politik verfolgt wurde. Und wahrlich, die Lehre, welche er aus ihrem Beispiele zog, wird stark genug sein, ihn auch künftig vor solchen Mißgriffen des politischen Fanatismus zu bewahren. Denn eine repräsentative Staatsordnung, die nur von einer Faktion getragen wird, ist ein Haus, das gegen die Wetterseite auf keinem Fundamente ruht. Nein, Friede ruft die neue aargauische Staatsordnung, Friede ohne Unterschied des politischen Glaubens den Menschen, die eines guten Willens sind!

Bezüglich auf die bisherige Organisation der Behörden, so erhalten die Bürger überall erhöhte Garantien für eine treue, gewissenhafte und beförderliche Besorgung ihrer Interessen. Fast überall sind in der Ordnung des Geschäftsganges wesentliche Fortschritte geschehen. In der Organisation der Kirchenräte und des Schulrates wurde zudem der Ruf des katholischen Volkes nach kirchlichen und konfessionellen Garantien im Geiste der Verfassung gerne berücksichtigt. In den Kirchenrat werden auf den Vorschlag der Geistlichkeit nun immer solche geistliche Mitglieder gewählt, welche das Zutrauen der kirchlichen Beamten des Landes besitzen. Es steht zu hoffen, die Geistlichkeit werde diese Auszeichnung, deren sich dem Staate gegenüber kein anderer Stand erfreut, zu würdigen wissen. Außerdem ist der Geschäftskreis besonders der katholischen Behörde bestimmter geordnet und begrenzt, und der Kirche die Herrschaft über das dogmatische Gebiet sowie der ihr gebührende Einfluß auf die Erziehung förmlich gewährleistet. Der für beide Konfessionen gemeinsame Schulrat endlich ist nunmehr auf den Grundsatz der Parität gebaut, wozu der Kleine Rat nun auch noch eine billigere Vertretung der Landesteile gefügt hat. Der billige Katholik, welcher ob der Konfession den Frieden nicht vergißt, sondern beide gleich im Herzen trägt, wird in allem diesem das aufrichtige Bestreben nach konfessioneller Beruhigung der katholischen Bevölkerung nicht verkennen können. Er darf aber auch die Überzeugung haben, daß der Staat das Gebiet der Kirche gewissen-

haft heilig halten, und sich nur seines Rechtes wehren wird, wenn er von dieser auf dem seinen angegriffen werden sollte Das letztere indessen scheint man sobald nicht besorgen zu müssen. Denn mit Anerkennung muß der Aargau der Mehrheit seiner katholischen Geistlichkeit und insbesondere ihrem Hochw. Bischofe das Zeugnis geben, daß sie ihm in der Zeit der Gefahr die Beweise ihrer Liebe zum Frieden nicht schuldig geblieben sind.

Noch stehen sodann Hochdenselben zwei für das Gerichtswesen, und somit für die unmittelbarsten Interessen des Bürgers höchst wichtige Organisationsgesetze bevor, das der Kreisgerichte und das der Friedensgerichte. Von ihrer Einrichtung dürfte ein wesentlicher Teil der öffentlichen Wohlfahrt bedingt sein. Die hohe Behörde wird dabei die großen Ansprüche, die an ihre Weisheit gemacht werden, nicht verkennen, und den allgemeinen Ruf des Volkes auf Verminderung und möglichste Verhinderung der vielen kostspieligen Prozesse nicht aus den Augen lassen, sowie auch überhaupt die Gewissenhaftigkeit doppelt lebhaft empfinden, womit nunmehr der ihr noch gebliebene Einfluß auf die Bestellung der Bezirksgerichte zu üben ist. Was endlich gleichsam das Hilfsboot sämtlicher Organisationen, das Besoldungsgesetz, betrifft, so werden Hochdieselben die Mittel nicht unerwogen lassen, wie die wahrgenommene Stimmung des Landes mit den Forderungen der Gerechtigkeit und öffentlichen Wohlfahrt zu versöhnen sei.

Es würde, Hochgeachtete Herren, zu weit führen, und auch unbescheiden sein, wenn ich Sie hier an alle die gesetzgeberischen Arbeiten erinnern wollte, welche entweder die Verfassung oder das öffentliche Interesse von ihnen fordert. Möge es Ihnen gelingen, daß Sie mit jedem Gesetze dem Volke eine lebhaft gefühlte Wohltat und der Verfassung eine Zierde und neue Stütze geben! Nur einen Wunsch, eine lang gehegte Angelegenheit meines Herzens kann ich Ihnen hier nicht verschweigen. Geben Sie, HHerren, mit Beförderung unserem Armenwesen und unsern Strafanstalten eine neue, bessere Gestalt! Scheuen

Sie keine Opfer und reißen Sie diese kostbaren und dabei doch so verwahrlosten Kinder unserer Republik aus ihrem Elende heraus! Es bitten Sie tausend unglückliche Mitbürger, es bitten Sie die Gemeinden, es bitten Humanität, Christentum, des Landes Ehre und Wohlfahrt darum. Helfen Sie, derweil noch Hilfe möglich und erklecklich ist! Denn das Unheil wächst mit jedem Tag. Lassen Sie dem schönen, von der Vorsehung so gesegneten Aargau, das jeder arbeitsamen Rechten Brods. die Fülle auch für die Linke gibt, nicht nachreden, daß er der Armut nicht mehr Meister werde! Lassen Sie auf den Aargau mit den schönen Tempeln der Kultur, mit den tausend Anstalten der Gesittung nicht die Schande kommen, daß er seine Verbrecher Gott und der Menschheit wieder zuzuführen, nicht imstande sei!

Von der berühmten Aargauischen Lebensfrage, HHerren, von unserer Klosterangelegenheit schweige ich. Die Lebensfrage ist bereits unter den Händen der Ärzte Todes verblichen und die letzten Versuche, welche der goldene Bund, um sie aus einem Scheintode zu wecken, bei der bevorstehenden Leichenschau anstellen wird, dürften kaum ein anderes Ergebnis zustande bringen. Unterdessen wird der Aargau die Pflicht der Leichenwache nicht versäumen. Ohne Gleichnis gesprochen! Die Frage ist sowohl vom Aargau als dem emanzipierten eidgenössischen Volke entschieden. Beide haben sie zur Frage der Freiheit und Zivilisation gemacht, und sie zur Ehre der Vernunft und des Jahrhunderts beantwortet. Dankbar wird Aargau die edeln Namen seiner treuen Freunde und Bundesbrüder in seine Geschichte eintragen, und im Herzen bewahren, dem Urteile einer aufgeklärten Zukunft es überlassend, seine Gegner zu ehren. Auch die diplomatische Erledigung der Sache kann nicht mehr zweifelhaft sein, wenn Aargau nach Pflicht und Ehre auf seiner Schlußnahme unabänderlich beharrt, und sodann die ganze Angelegenheit großmütig und unzweideutig von jedem fiskalen und protestantisch-konfessionellen Interesse, worein die Gegner sie stets zu ziehen

bemüht sind, fern hält. Beide Bedingungen werden um so leichter zu erfüllen sein, als das katholische Volk selbst um den Preis der zweiten nach und nach die Notwendigkeit der ersten begreift. Denn auch es hat in der Beurteilung der Frage bereits den Standpunkt gewonnen, daß es keineswegs in großmütiger Aussteuerung strafbarer Mönche, sondern in einer loyalen Verwendung und Sicherung des Vermögens zu Heilsanstalten der Kirche, Schule und Armut eine Versöhnung der Maßregel findet. Mit einer aufrichtigen, uneigennützigen, die kirchlich-religiösen Bedürfnisse des katholischen Volkes anerkennenden Gesinnung wird die Staatsgewalt um die Mittel nicht verlegen sein, derselben auch bei dem ängstlichen Volksteile Anerkennung zu verschaffen. Sie legt damit einen bedeutenden Grundstein zum Tempel des künftigen Friedens und Vertrauens, während sie durch das Gegenteil eine Glut bei der Mine unterhält.

Und nun erlauben Sie mir, Hochgeachtete Herren, noch ein Wort, frei und offen, warm und treu, vom Herzen zum Herzen! Vertreter des aargauischen Volkes aller Landesteile, beider Konfessionen, und jeder politischen Ansicht! Der in letzter Zeit aufgetauchte, feindselige Gegensatz von Landesteilen und Konfessionen muß aus unserer Politik wieder verschwinden. Die Gebildeten, welche die verschiedenen Volksteile und Ansichten vertreten, müssen einander wieder näher kommen, da wo die Stürme des Tages sie auseinander gerissen haben. — Aufhören muß in unserem Volke das Elend, daß der Katholik in dem reformierten Kantonsbürger einen Unterdrücker, Erbfeind und ruchlosen Verfolger seines heiligen Glaubens, und der Reformierte in dem Katholiken einen abergläubischen Pfaffenknecht und feilen Klosterdiener erblickt. Das ist vom Übel! Söhne eines Vaters, Erlöste eines Heilandes, Genossen eines Vaterlandes, treue Brüder zu Schutz und Trutz in Freud und Leid verbunden: — das war bisher des Aargauers politische Religion. Sie kehre wieder! — Aufhören muß unter uns die Meinungsacht. Es muß, wie ehedem, wieder erlaubt sein, daß man aus dem einen

Landesteil für die Wünsche und Interessen des andern .das freie Wort erheben darf, ohne darum bei den Stammgenossen politisch verketzert und verdächtigt zu werden. Das war des Aargaus bisherige Haussitte; und sie hat uns glücklich gemacht. Sie muß wieder ungekränkt zu Ehren kommen!

Auf der andern Seite — ich mag hier, wo ich im Namen des einen, ungeteilten Aargaus spreche, die Namen „Reformiert" und „Katholisch" nicht brauchen — man muß auf der einen Seite schonende Rücksicht nehmen auf die ungünstigen geschichtlichen Verhältnisse desjenigen Landesteiles, der von Geschlecht zu Geschlecht unter dem verderblichsten Einflusse selbstsüchtiger Institute stand, seit der Herrschaft Österreichs, fast volle vierhundert Jahre, ohne die Wohltaten eines geordneten, fest gehandhabten Rechtszustandes und einer ständigen, väterlichen Administration war, nie eine andere Macht und Autorität als arglistige Klöster, wandernde Landvögte und seit dem großen Bauernkriege mit der Schmach fast anderthalbhundertjähriger Ehr- und Wehrlosigkeit die Zuchtrute beleidigter Aristokraten kennen lernte, und nun seit seiner Emanzipation und Einverleibung in einen verfassungsmäßigen Staatsverband fortwährend den Verführungen und Einflüsterungen böser Ratgeber ausgesetzt war. — Man muß sich bemühen, diesen Landesteil, statt ihn seine frühere politische Verwahrlosung fühlen zu lassen, mit desto größerer Aufmerksamkeit und wahrhaft landesväterlicher Liebe zu behandeln und mit treuer Sorgfalt an ihm dasjenige gut zu machen suchen, was fühere Zeiten versäumt haben. — Man muß sich von der einen Seite aus bestreben, jeden Schein von Herrschaft und Übergewicht nicht nur zu vermeiden, sondern bei jedem Anlasse Beweise vollkommener Ebenbürtigkeit, brüderlicher Zuneigung und selbst Großmut an den Tag zu legen.

Auf der andern Seite hinwieder muß man endlich einmal anfangen, sich an eine wirkliche Staatsordnung zu gewöhnen, Verfassung und Gesetz als Heiligtümer eines feierlichen Vertrages und gemeinsamen Vaterlandes zu ehren, in dem Gesamt-

aargau seine politische Heimat zu achten und zu lieben, die mißtrauische Meinung von systematischer Hintansetzung und absichtlicher Verwahrlosung aufzugeben, und endlich dem unseligen Gedanken, den Hort unseres schönen Hauswesens zur Hälfte in die Reuß und zur Hälfte in die Aare zu versenken, wo dann, wie's bei jeder Teilung geht, keiner mehr etwas hat, Herz und Ohr zu schließen. — Man muß aufhören, den Besitz der unbedingtesten Rechtsgleichheit für Unterdrückung und Knechtschaft auszugeben. — Man muß von Verfolgung und Tyrannei schweigen, wo das Gesetz verfassungsmäßig in die Hände von eigentlichen Volksgerichten gelegt ist, und niemand als den Verbrecher trifft. — Man muß nicht mehr über Religionsgefährde sprechen, wenn der Staat jedes Heiligtum mit dem Schutze der Verfassung und des Gesetzes umgibt, und einzig nur von Immunität und Jesuiten nichts wissen will. — Man muß die Institute nicht mehr verlangen, in denen der Staat den Tummelplatz seiner Todfeinde und die Unmöglichkeit seiner Existenz entdeckt hat. — Man muß aufhören, statt selbst zu sehen und zu urteilen, allen Täuschungen selbstsüchtiger Verführer und Hetzer das fanatische Ohr und die gewalttätige Hand gegen das Gesetz zu leihen. — Man muß aufhören, jedes Mißbehagen auf Verfassung und öffentliche Ordnung zu schieben, während man die Ursache davon in den Leidenschaften des eigenen, zerrissenen Herzens trägt. — Auf beiden Seiten muß man an die Stelle des Mißtrauens und vermeintlich erlittenen Unrechts die Grundsätze der Bruderliebe, Großmut und Gerechtigkeit pflanzen. Und all das wird geschehen, denn es hat bereits begonnen.

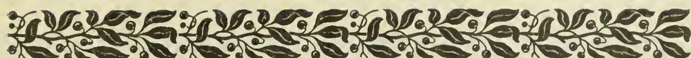
Daher Versöhnung, Hochgeachtete Herren, Versöhnung soll im Lande werden, unter uns und unserm bisher brüderlichen Volke. Aber keine Versöhnung, wie sie da und dort angeboten wird: Kommt, es sei Friede zwischen uns! Wir wollen gebieten, und ihr gehorchet! Nein, eine Versöhnung auf die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit, der Treue und Wahrheit, der Einheit und Gerechtigkeit; eine Versöhnung, der jeder

seine persönlichen Gefühle und einseitigen Ansichten zum Opfer bringt. — Und auf den Altar dieser Versöhnung, Hochgeachtete Herren, legen Sie hernach als geweihte Erstlinge Gnade, Gnade für die, welche das Vaterland verraten haben, und nun reuig wieder seine Liebe suchen! — Mit jedem Herzen, das Sie heilen, hat auch jenes eine Wunde weniger! — Alsdann schlaget, ihr alten Ströme des Landes, eure Arme wieder zu einer Kraft zusammen, und rauschet allen Völkern wieder die frohe Kunde zu: Der Aargau ist von neuem das glücklichste Land der Eidgenossen geworden!

Möge der Allmächtige Hochdieselben in Ihren diesjährigen Beratungen zum Heile des Landes mit seiner Weisheit unterstützen; möge er Sie stets mit dem Bewußtsein des Rechts und der Gerechtigkeit gegen alle Angriffe und jede Verkennung stärken, und bei der Grundsätzen der Freiheit und des Fortschrittes unerschütterlich fest erhalten; möge er unsern teuren Kanton, wie bisher väterlich beschützen, und seine gerechte Sache bald mit dem schwer errungenen Siege und dem Glücke des Friedens krönen! Gott segne das Vaterland!

Mit diesen Gefühlen, Ansichten und Wünschen heiße ich Sie, Hochgeachtete Herren, von Herzen willkommen, empfehle mich wiederholt ihrer wohlwollenden Nachsicht, und erkläre Ihre erste Sitzung im Jahre 1842 für eröffnet.





Hans Georg Nägeli.

Festrede zur Einweihung seines Denkmals am 16. Oktober 1848.

Schweizerische Sänger!

Festliche Versammlung!

Seid mir, Verehrteste, zum heutigen Feste mit Empfindungen willkommen geheißen, um deren vollen Ausdruck die Sprache sich vergeblich bemüht!

O glückliches, dreimal glückliches Vaterland! Während rings an unsern Grenzen wilde Völkerstürme branden, und alle Schrecken des Krieges sich zu entfesseln drohen; siehe, freuen wir uns des gesegnetsten Friedens.

Während allüberall das Eigentum vor Gewalttaten der Not und des Neides zittert und bereits laut da und dort vor den gesetzlosen Richterstuhl selbstverschuldeter Rache gefordert wird; genießen wir unter dem Ölbaume heiliger Ordnung unser bescheidenes Glück.

Während halbtausendjährige Fürstenburgen und Verhältnisse, Rechte und Unrechte zusammenbrechen oder, in Blut und Tränen gebadet, sich wieder auf kurze Zeit zu verjüngen scheinen; einiget uns die gütige Vorsehung von der Rhone bis zum Rheine durch engere Verbündung zu einem neuen Bundesvolke.

Und während die Völker um uns von einem Tage zum andern in wirrem Aufruhre sich sammeln, auf Barrikaden sich zerfleischen, und selbst in den alten Hoflagern kaiserlicher Herrlichkeit Blutgerichte üben, vor denen der Genius der Menschheit das Antlitz verhüllt; führt das Glück der Freiheit die Eidge-

nossen im Kreislaufe des Jahres von einem Feste der Kultur und frommer Verbrüderung zum andern.

Wo ist der Schweizer, der den Namen in Wahrheit verdient, und für dieses glückliche, dreimal glückliche Vaterland nicht mit Rührung und Anbetung der göttlichen Vorsehung täglich seinen Dank darbringt?

Doch nicht das Glück, nur die Tugend gibt dem Leben ewigen Wert. Ein glückliches Vaterland ist beneidenswürdig, ein tugendhaftes aber der Gottheit größtes Geschenk. Das heutige Fest feiert Glück und Tugend unseres Vaterlandes, zugleich.

Denn siehe, du vaterländische Sängerschar, der heutige Tag ist nicht nur Zeuge eines glücklichen, sondern auch eines tugendhaften Vaterlandes, eines Vaterlandes nämlich, das gegen einen großen Bürger dankbar ist, und dadurch seinen Ruhm mit einem Lorbeer schmückt, den weder Sparta noch Athen, weder Karthago noch Venedig, und selbst die alten Römer und Eidgenossen nur selten sich erwarben.

Zwar übt das Vaterland der schlichten Eidgenossen die Tugend der Dankbarkeit nicht in fürstlicher Weise. Unsere Republik hat keine Walhalla: unsere Walhalla ist die Geschichte. Da findest du die hohen Standbilder der Drachentöter von Struthahn bis Zwingli, und von Zwingli bis Zschokke; da die Friedensboten vom sterbenden Attinghausen bis zum Eremiten in Stans, und von Niklaus Wenge bis auf das Greisenhaupt Zellwegers in Trogen. — Die Republik der Eidgenossen hat keine Adelsdiplome und keine Ordenskreuze: das Ordenskreuz aller ist das ruhmbekränzte Kreuz ihres Schlachtpanners und des Schweizers Adelsbriefe sind seine Taten. Gehe hin an die Linth, und lies den Namen „Escher" im Granit! — Die Republik im Schoße ewig beschneiter Alpen hat keine Brillanten: ihre Brillanten sind die Tränen des dankbaren Volkes, mit denen es das Grab seiner Wohltäter segnet. Walle hin nach Birr und Olsberg, und lege den Pfenning deines Dankes auf die Altäre Vater Pestalozzi's!

Und heute komm, du kaiserlicher Kammerherr mit dem goldenen Schlüssel auf der verschlossenen Brust, und sprich: Ob das Kaisertum der Zaren dir auch über dem Spiegel des herrlichen Sees, im Angesichte der majestätischen Alpen, im Weichbilde eines so reich gesegneten Lebens deinen Marmor zu setzen vermöchte? — Das Kaisertum der mächtigen Habsburger hat die Namen „Haydn" und „Mozart" nur in die Winkel seiner Dome geschrieben. — Komm, du königlicher Hofrat, mit dem kalten Stern auf kaltem Herzen, und sprich: Ob das Königreich so reich sei, daß es aus allen Ständen seines Volkes Tausende und Tausende zu einem Chor und Preisgesange zusammenbrächte, um deinen Namen mit frommen Harmonien des Dankes und des Ruhmes zu kränzen! — Der Nachfolger des Großen Friedrich hatte nichts als das Hurrah der Bajonette und Kanonen, um das enthüllte Standbild „Vater Blüchers" zu begrüßen.

Aber wozu denn bist du, eidgenössische Sängerfahne, aus dem dermaligen Vororte unseres Sängerbundes hieher in deine Vaterstadt geeilt? — Wozu, ihr teuren Sängerchöre, habt ihr mit euern Fähnlein euch heute so festlich um sie geschart? — Wozu, verehrteste Freunde und Freundinnen, seid ihr von Fern und Nah, von Stadt und Land, aus den verschiedensten Lebenskreisen heraus heute in diesem ehrwürdigen Tempel mit so feierlicher Stimmung zusammen getreten? — Siehe, niemand von uns, um blos eine vorüberrauschende gesellige Freude zu genießen; niemand, um eine gewöhnliche Gesangübung aufzuführen und bloße Leistungen der schönen Kunst anzuhören; niemand, um ein gewöhnlich wiederkehrendes Fest unseres republikanischen Volkslebens zu begehen. Die heutige Feier hat eine höhere, sittliche Bedeutung. —

In diesen heiligen Räumen hat heute vor zwölf Jahren ein frommer Eidgenosse, ein tiefer Denker, ein göttlich begeisterter Künstler, der Schöpfer des veredelten Volksgesanges in Schule, Kirche und Leben, sein letztes öffentliches Tagewerk getan; und

wir sind nun festlich versammelt, um dem Verewigten im Namen des dankbaren Vaterlandes unsere Huldigung darzubringen, versammelt, um den ehrwürdigen Namen „Vater Nägelis“ im Sternenkranze seiner unsterblichen Verdienste mit kindlicher Liebe und frommer Dankbarkeit zu feiern. Meiner schwachen Kraft aber ist die übergroße Aufgabe beschieden, nachdem das irdische Bild des Verewigten heute enthüllt worden, vor Ihnen, meine Verehrtesten, nun auch das unvergängliche, ewige Bild seines Geistes, wie es sich im Leben, Wirken und Streben offenbarte, zu entfalten.

Ewig Verklärter, wenn ich weder die Weihe des Wortes noch viel weniger der Kunst besitze, um deinem Geist heute als würdiger Seher zu nahen; so rechne es nicht einem vermessenen Sinne zu! Die Liebe deines unvergeßlichen Andenkens, die Verehrung für deine teuern Hinterlassenen, die Stimme der Pietät gegen Michael Traugott Pfeiffer, den geliebten Greis, der, während er mir Lehrer und zweiter Vater wurde, dir als Freund und Dioskur des Ruhmes zur Seite stand, und nun noch durch das offene Grab von deinem Wiedersehen geschieden ist, sie haben mir eine Pflicht auferlegt, welche ich nur im Vertrauen auf die Nachsicht der Freundschaft zu erfüllen versuche.

Aus dem Dorfe in die Stadt; aus der Stadt hinaus in die Welt; aus der Welt hinein in die ewigen Räume der Forschung: das war mit kurzen Worten die irdische Pilgerfahrt des gefeierten Meisters.

Wer war der frische Knabe, den sie am 16. Mai des Jahres 1773 im Pfarrhause zu Wetzikon in die Wiege legten; der schon im siebenten Jahre vor schwierigen Sonaten am Klaviere saß; der im zehnten die Kirchensänger korrigierte und den Gesangverein des Dorfes leitete? Es war der fröhliche und offene, der behende und wagliche, der gutmütige und fromme Knabe des ehrwürdigen Pfarrers in Wetzikon. — Hans Georg Nägeli war's!

Vom Vater mit der elementaren Vorbildung ausgerüstet, und gesegnet mit jener sittlichen und religiösen Weihe, die wie ein Engel ihn bis zum Grabe begleitete, sollte er im dreizehnten Jahre die begonnenen wissenschaftlichen Studien auf den Schulen in Zürich fortsetzen. Allein das Heimweh nach dem dörflichen Leben führte ihn bald wieder in die Schule und Bibliothek des Vaters nach Wetzikon zurück.

In seinem siebzehnten Jahre tat er den zweiten Flug in die Stadt. Jetzt hielt ihn das ausschließliche Studium der Musik unter der Leitung des gediegenen, der klassischen Kunstrichtung zugewandten Brüning fest. Sebastian Bachs unsterbliche Werke wurden damals für immer der Gegenstand seiner höchsten Verehrung.

Um im Gebiete der Kunst sofort durch alle Mittel praktisch auf ihre Veredlung zu wirken, errichtete der Jüngling im Jahre 1791 mit einhundert und vierzig Gulden zu Zürich die erste Musikhandlung und Leihbibliothek in der Schweiz. Mit drei Heften einstimmiger Lieder lehrte er die Jugend den elementaren Gesang, und durch die Herausgabe seiner Musikalien-Verzeichnisse arbeitete er auf Wiederbelebung des verkannten Kunstgeschmackes der Alten hin. Nebenbei aber ging dem strebsamen, für alle höhern Erscheinungen empfänglichen Jünglinge im Studium der Kantischen Philosophie der bleibende Polarstern seines geistigen Bewußtseins auf.

Siehe, da blitzte in der Septembersonne des Jahres 1795 das Henkerschwert ob des Seckelmeister Bodmers grauem Haupte! Und der Blitz schlug entzündend in Nägeli's volkstümliches, für angeborene Menschenrechte glühendes Gemüt. In einem begeisterten „Sendschreiben" an Lavater ward der Jüngling dem Vaterlande ein Prophet der Zukunft, und, als diese darnach sich zu erfüllen begann, dem helvetischen Minister des Kultus ein Ratgeber über die Hebung und Pflege der vaterländischen Kunst und Poesie. Von der Zuständigkeit seines Urteils zeugte nicht nur die darauf erfolgte Herausgabe der vorzüglichen Werke von

Cramer, Clementi, Düssek, Beethoven und andern Meistern, sondern namentlich auch das Aufsehen, welches er mit einem Aufsatze: „Norm für die Rezensenten der musikalischen Zeitung“ erregte.

Aber nicht Kritisieren allein, Bessermachen zeigt erst den Meister. Auch durch seine Kompositionen hatte sich der dreiundzwanzigjährige Jüngling in der musikalischen Welt bereits einen solchen Namen erworben, daß er schon im Jahre 1800 zu Luzern als Präsident an der Spitze der schweizerischen Musikgesellschaft stand. Während zwanzig Jahren hat er hernach diese Ehrenstelle zum fünften Male bekleidet und sein Amt jedesmal mit einem meisterhaften Präsidialworte über die Kunst gekrönt.

Welche Fülle und Kraft, welcher Reichtum und Segen des Geistes bezeichnet nicht von dort an die Laufbahn seines rastlosen Daseins! — Die Gründung eines glücklichen, in Gattin und Kindern kunstsinnigen Familienlebens — die Stiftung und Leitung seiner Singgesellschaft — die Bildung des weiblichen Harfenchores — die Leistungen seiner bildungsreichen Konzerte, seine vielen in Stufengang und Auswahl unübertroffenen Liedersammlungen für die Schuljugend — seine pädagogische Verbindung und Wirksamkeit mit Pestalozzi — seine poetischen, musikalischen und didaktischen Arbeiten mit dem geistverwandten Freunde Pfeiffer — die klassische Gesangbildungslehre nach Pestalozzischen Grundsätzen — das durch elementare Klarheit und Nüchternheit ausgezeichnete Tabellenwerk für die Volksschule — der Liederkranz mit seiner patriotischen Tugend und Gesinnung — die zu früh unterbrochene Sammlung auserwählter Arien — die fromme Bearbeitung der Wessenbergischen Lieder — die herrliche Sängerhalle der Teutonia — seine mit tiefgedachten Kunstvorträgen begleitete Reise oder vielmehr apostolische Sendung nach Deutschland — sein geistreicher Versuch der siebenstimmigen Messe — die gewaltige Schöpfung der fünfstimmigen Cantus-Firmus-Chöre — die lebensfrischen Liederkränze seiner musikalisch

metrischen Dichtungen — und dann aus all dieser Tätigkeit empor erst der eigentliche, kernwüchsige Blütenbau seiner Kunst, an welchem das Leben in Schule, Kirche und Volk singend sich erheben, und durch die Weihe des Gesanges göttlich verklären sollte: die Schöpfung der Männerchöre und die Begründung eines neuen Chorgesanges, dem er die praktische Chorgesangschule, die erhebenden Motetten, die trefflichen Gesellschaftslieder, die Bibliothek für den schweizerischen Männerchor, die Gesangschule für den weiblichen Chorgesang in die Hand gab; sodann die neue, durch alle Stufen elementarisch durchgeführte Organisation des Schulgesanges, welche er mit dem herrlich geordneten Schulgesangbuche und der meisterhaften praktischen Anleitung zu demselben ins Leben führte, und dadurch in tausend und tausend Schulen als Lehrer in die Kreise der Jugend trat; und endlich die begonnene Reformation des Kirchengesanges beider Konfessionen, zu welchem Zweck es sein beliebtes Kirchengesangbuch, die Kirchengesänge für das Bistum Konstanz, und die religiösen Figuralgesänge für den gemischten Chor bearbeitete. — Welch ein Museum von Denkmälern eines einzigen Lebens!

Doch es sind nicht diese allein. — Siehe, am großen Tage von Uster schlug der Strahl der Freiheit abermals in das für die Heiligtümer des Vaterlandes noch immer glühende Herz, und entzündete den Geist Pestalozzis von neuem in der begeisterten Brust! In der Erziehung des Volkes erkannte Nägeli die einzig sichere Verbürgung seiner Freiheit. Über diese große Angelegenheit des wiedergeborenen Freistaates sprach er seine herrlichen, fast schwärmerischen Ansichten in einem „pädagogischen Memorial", dann aber umfassender in seinem kenntnis- und erfahrungsreichen „Umrisse der Erziehungsaufgabe" und seit 1831 als Mitglied des Zürcherischen Erziehungsrates, wenn auch bisweilen mit allzu eigentümlicher Anschauungsweise, doch immer mit gewissenhafter Prüfung und unerschütterlicher Überzeugung im Schoße der Behörde aus. Die Ergebnisse seines tiefen religiösen Bewußtseins, im Hinblick auf Wissenschaft und Erziehung, legte er in

seinen „Laienworten über die Hegelstraußische Christologie“ mit redlich gemeinter Glaubenstreue nieder, während er auf dem Gebiete der Politik als Mitglied des Großen Rates seit 1835 seine philosophischen Rechtsgrundsätze, im reinsten Interesse der öffentlichen Wohlfahrt und eines christlich veredelten Volkslebens, mit republikanischer Offenheit zur Erörterung brachte. Wie wenig er dabei sich von engherziger Kantönlichkeit leiten ließ, sondern wie sehr er als wahrer Eidgenosse das Glück und den Ruhm des Gesamtvaterlandes im Auge hatte, davon zeugt sein denkwürdiger Antrag, das zürcherische Stift Rheinau in eine Lehrerbildungsanstalt für die kleinen Kantone zu verwandeln. An seine erhabenen, menschenfreundlichen Ideen über Staat, Kirche, Schule, Kunst, Wissenschaft und Leben schien er eine Reihe praktischer Fragen anknüpfen und als ein organisches Ganzes durchkämpfen zu wollen. Mochten manche seiner Ansichten in den Augen kalter Berechnung oder zünftiger Schulweisheit für unzeitig, exzentrisch, und unzulässig erfunden und belächelt werden, die fortschreitende Entwicklung des Lebens wird ihre grundsätzliche Wahrheit und endliche Notwendigkeit immer deutlicher ans Licht stellen.

Doch was soll ich von Ideen, Ansichten und Plänen sprechen! Über zweitausend und sechshundert kleinere und größere Arbeiten hatte Nägeli auf dem Gebiete der Kunst und Literatur bereits vollendet, und eine Menge anderer fragmentarisch begonnen. Er glaubte die Sonne seines unermüdlichen Lebens noch hoch im Gesichtskreise.

Doch der Herr des Weinberges, der die Tage seiner Arbeiter gezählet hat, sprach: Laß es genug sein, du getreuer Knecht! Komm und kehre ein in die Freude deines Herrn! Nicht lang, sondern gut gelebt zu haben, das allein ist das Tagewerk, dem der Preis der Unsterblichkeit gebührt. — Am 16. Oktober des Jahres 1836 leitete er noch auf dieser Stelle die Gesang-Aufführung des Kantonal-Sängerfestes und legte sich bald darnach mit einer Erkältung auf das Krankenlager. Am Weihnachtstage betete er beim Klange des Festgeläutes noch zum heiligen Christ-

kinde, und als der nächste Morgen dämmerte, stieg sein Geist aus der Dämmerung dieser Zeit in den Tag des ewigen Lichtes und seliger Verklärung auf. Am letzten Abende des Jahres trugen die Sänger der Vaterstadt den entschlafenen Meister zur letzten Ruhestätte. Er hatte das vierundsechzigste Jahr seines ruhmgekrönten Lebens noch nicht erfüllt.

Und so ruht er denn, der Verewigte, von vieler Arbeit, von mancher Drangsal, von manchem erlittenen Leidwerk, und, wie es in der Natur seines überzeugungsfesten Charakters und in der Notwendigkeit seiner vielseitigen Bestrebungen lag, auch von manchem heftigen Kampfe für die große Sache der Zukunft aus. Manche seiner Gegner waren ihm bereits vorangegangen, manche sind ihm seither gefolgt, und über ihrer aller Gräber schwebet der Engel ewigen Friedens mit der Palme der Versöhnung. Lasset uns daher keine Dämonen am Ehrentage des Verklärten aus seiner Gruft heraufbeschwören! Zeitlich, wie sie waren und vorübergingen, haben sie auf ewige Erinnerung kein Recht. Wünschen wir vielmehr an seinem geweihten Grabe mit dem göttlichen Achilleüs in der Trauer um den geliebten Patroklos:

— „O möchte der Zank aus Göttern und Menschen vertilgt sein
Und der Zorn, der selbst auch den Weisen pflegt zu erbittern,
Der, weit süßer zuerst denn sanft eingleitender Honig,
Bald in der Männer Brust aufwächst, wie dampfendes Feuer!
Aber vergangen sei das Vergangene und bleibe vergangen!“

Weg daher, meine Verehrtesten, weg von dem Vergangenen! Wenden wir unsern Blick dem Bleibenden und dem Ewigen des Gefeierten zu!

Ewigen Wert aber hat die reine Religiosität und christliche Weihe seines Gemütes, welche er in Wort, Schrift und Leben wie ein Kleinod behauptete, und in sich und andern betätigte. — Ewigen Wert hat der hohe Adel seiner sittlichen Gesinnung, welche er nicht nur in seinem Leben beurkundete, sondern auch auf dem Gebiete der Kunst und Poesie mit so heiliger Be-

geisterung verkündete, ja sie selbst zur Bedingung ihres Wertes machte. — Ewigen Wert hat sein treues, mutvolles Ringen für Wahrheit und Gerechtigkeit, wo ihm ihre göttlichen Grundsätze gefährdet oder verkümmert schienen. — Ewigen Wert hat sein Beispiel eines offenen, festen, selbständigen Charakters, womit er gegen Freund und Feind an den gewonnenen Grundsätzen unentwegt festhielt und darin nichts als dem Gebote der Wahrheit wich. — Ewigen Wert hat sein zarter Sinn für alles Schöne, Liebe, Edle, Gute und Erhabene, das ihm, in der Natur wie im Leben, stets die heilige Nähe der Gottheit verurkundete. — Ewigen Wert hat seine begeisterte Vaterlandsliebe und sein hohes Nationalgefühl, das über die Grenzsteine der Kantone, wie über die Symbole konfessioneller Trennung hinwegsah. — Ewigen Wert hat seine rastlose Tätigkeit und Aufopferung für Volksveredlung und Menschenglück, wobei er, ein treuer Christusjünger, sich und die geliebten Seinen des Tages hundertmal vergaß. — Und ewig endlich bleibt ihm der Ruhm, wie ein Prometheus das Feuer, die göttliche Kunst und Gabe des veredelten Gesanges allen Klassen des Volkes, dem Kinde und dem Manne, dem Jüngling und der Jungfrau, dem mutigen Krieger im Felde wie dem frommen Beter im Tempel verliehen zu haben. — Uns aber bleibt für immer die Pflicht, ihn dankbar als den Vater unserer vaterländischen Männerchöre, und damit als steten Säemann der edelsten Kultursaat im Vaterlande zu verehren.

Und mögen, meine Verehrtesten, die Feierklänge des heutigen Festes verhallen; mag der heute eingeweihte Marmor im Sturm der Jahre verwittern; mag mancher Quader, den der Meister genial oder mühevoll nach dem Richtmaße seines Geistes zum Dome der heiligen Kunst gemeißelt hat, von späteren Bauleuten verworfen werden: sie werden das Bleibende seiner Schöpfungen, das Ewige seiner geistigen Individualität nicht verwerfen können.

Zu allen Zeiten wird der philosophische Denker an Vater Nägeli das scharfe Bewußtsein des Prinzips, die strenge Konse-

quenz des Gedankens, die praktische Verwirklichung der Idee anerkennen müssen. Zu allen Zeiten wird der Kunstrichter an ihm die erhabene Auffassung der Kunst als Tochter göttlicher Idealität, fern von jeder Verbildung und Verzerrung, mit der großen Sendung betraut, die Menschen religiös und sittlich zu heiligen, das göttliche Element im Leben zu verklären und die Welt mit dem Himmel zu vermitteln, zu ehren haben. — Zu allen Zeiten wird der lyrische Dichter an ihm die streng musikalische Norm und melodische Bildung der Sprache, die Feinheit und den Adel des Geschmackes, sowie die ernste Zucht und jungfräuliche Gesittung der Poesie zum Fingerzeige nehmen können. — Zu allen Zeiten wird der Pädagog seine klare Auffassung, seine elementare Veranschaulichung, naturgemäß steigende Anordnung und strenge, organische Systematisierung des Stoffes zum Muster einer gesunden Didaktik und Methodik nehmen dürfen. — Und endlich wird der Tonkünstler bei Nägeli die nationale Gesangbildung aus der Jugend und den untern Klassen herauf, und überall innen aus dem Gemüte heraus, die unnachsichtige Strenge in der Korrektheit des Satzes, die natürliche Übereinstimmung der Melodie mit dem Texte, die vielseitige und stets treue Individualisierung des Stiles nach innern und äußern Verhältnissen, kindlich für das Kind, volkstümlich für das Volk, gebildet für die Gebildeten, die nie entweihte sittliche Würde und Heilighaltung der Kunst, und im Kirchengesange die Ausschließung kirchlich einseitigen Stoffes, die Anwendung des mit dem Choral abwechselnden Figural-Gesanges, die Verminderung übermächtigen Gebrauches der Orgel oder anderer Begleitung nie und zu keinen Zeiten als überlebt und veraltet richten und verwerfen wollen.

Das alles und noch viel anderes werden der philosophische Denker, der Kunstrichter, der Dichter, der Pädagoge und der Künstler an Vater Nägeli stets zu achten und zu beachten, zu lernen und zu lehren, zu ehren und zu verehren haben. Die unabänderlichen Ideen und bleibenden Wahrheiten seiner Kunst-

schule sind noch lange nicht erschöpft, wenn sie gleichwohl, wie es den Anschein hat, von manchem eingebildeten Jünger der Kunst, gerade wie viele Wahrheiten des Evangeliums von manchem vorgeblichen Bekenner, als veraltet über Bord geworfen werden, bevor er ihre Lebenskraft zu seiner höhern Vollendung an sich erschöpft hat.

Auf die Frage dagegen: Ob seine Kunstwerke in allem und für immer Norm und abgeschlossenes Dogma der höchsten Vollendung sein und bleiben werden, wer wollte gegenüber den vielen bloßen Versuchen, an welchen der Meister sich erst zur vollen Meisterschaft emporrang, eine bejahende Entscheidung abgeben? In dieser Beziehung tritt der Verewigte selbst zwischen die streitenden Parteien und gibt auf die Frage in seinem denkwürdigen Sendschreiben an Lavater selbst die grundsätzlich treffliche Antwort: „Nicht die, welche das Alte wollen, auch nicht die, welche das jetzige Neue wollen, sondern die, welche Besseres wollen, mit reinem Herzen wollen, und mit tätiger Vernunft suchen, die werden triumphieren. Dies ist das Gewisseste von allem Zukünftigen. Unendliches Streben nach Besserem äußert sich überall. Kräftiges Ringen mit allem, was hemmt und drückt, rastloses Vordringen auf höhere Stufen der Kultur, Enfernung beengender Schranken, allseitige Erweiterung der Kräfte, Verwirklichung noch ungekannter, aber lebendig geahnter Dinge — dies ist die Tendenz unsers Zeitalters. Betrachten wir nur die Werke so vieler, wahrhaft großer Geister der beiden Nationen, mit denen wir durch Sprache und Natur zweifach verschwistert sind; erstaunen müssen wir über das Zusammentreffen dieser aller in einem Zeitalter! Bewundern müssen wir ihre Riesenfortschritte in Wissenschaft und Kunst. Alles treibt uns, tausend Stimmen rufen uns zu: Vorwärts! — nicht rückwärts!"

Ja, selig verklärter, unsterblicher Geist! auch wir rufen dir mit derselben jugendlichen Begeisterung und providentiellen Überzeugung, welche dich in den Tagen, als an der Seine die

Bastille stürzte, ergriff, die große Losung nach: „Vorwärts, nicht rückwärts!" —

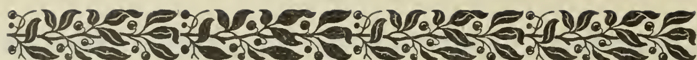
Aber, ob auch unsere Losung in dem Tosen des Zeitkampfes vom Jura bis zu den Alpen widerhallet, und manche alte Herrlichkeit zu Grabe singt; dennoch wird ihr Wiederhall, so lange die Geschichte unserm Volke die Namen seiner großen Wohltäter nennt, den Namen „Vater Nägeli" nicht übertönen.

Ruhmvoll Verklärter! Vater Nägeli werden Dich mit frommem Herzen die tausend und tausend Kindlein in den Schulen des Vaterlandes täglich in deinen Melodien grüßen; Vater Nägeli werden dich die tugendhaften Söhne und Jungfrauen in den blühenden Sängerchören zu Stadt und Land heißen und stets dankbar verehren; Vater Nägeli wird dich mit freudiger Rührung jede liebe Mutter segnen, die ihre Kleinen auf dem Schoße die frommen Weisen deiner Kinderlieder lehrt.

So wehe denn, unvergeßlicher Vater Nägeli, dein Geist von heute an mit verjüngter Pfingstkraft durch das vaterländische Sängertum! Treibe es vorwärts im Geiste der Religion, Tugend, Freiheit und steter Vervollkommnung, wie du sie bis zum Grabe angestrebt hast! Bewahre es vor jeder Entartung und Entehrung seines großen Berufes! Laß es täglich deine Geisterstimme hören: „Vorwärts — nicht rückwärts!"

Gott segne das Vaterland!





Festrede am aarg. Kadettenfest in Baden
am 11., 12. und 13. August 1851.

Hochverehrte Schulvorsteher, teure Jungendfreunde, liebe Kadetten! Sei mir herzlich gegrüßt, liebe Jugend, am festlich schönen Tage, der für dich heute angebrochen ist! Sei mir gegrüßt, du junge Kriegerschar, im Hause des Friedens, im Tempel Gottes! Seid mir alle herzlich gegrüßt, Ihr Vorsteher und Erzieher, Beschützer und Freunde unserer Jugend! Ihr alle, die Ihr derselben das schöne Fest geschaffen habt.

Mehrmals schon haben wir in unsern Mauern Jugendfeste gefeiert, aber ein derartiges noch nie! Zum erstenmal ist der Stadt Baden die Freude und Ehre zugleich zuteil geworden, nicht nur ihre, sondern die Jugend unserer Nachbarstädte, ja die ganze Kadettenschar des Kantons Aargau und des freundnachbarlichen Zürichs und Winterthurs zu Fest- und Fröhlichkeit, zu Lust und Freude, zu Kampf- und Waffenspiel unter uns versammelt zu sehen.

O das wird heute ein Leben und eine Lust sein unter tausend frohen jugendlichen Herzen in Gottes schöner Natur! Doch wir haben Euch zuerst hieher in den Tempel Gottes geführt, damit ihr alle erkennen möget, das Fest der Jugend sei nicht bloß ein Fest heiterer Fröhlichkeit, sondern es liege demselben eine tiefere, ernstere, heiligere Bedeutung zu Grunde; wir haben Euch hieher geführt, damit Ihr alle wisset, die nachfolgende Festlichkeit sei eigentlich nur der Nachhall einer vorangegangenen innern Herzensfreude vor Gott. Diese innere Herzensfeier vor Gott darf nicht fehlen, muß notwendig vorausgehen, soll Euerem Feste die eigentliche schönste Weihe nicht abgehen. Denn das war auch unserer Väter schönste Sitte, daß sie in Freude wie

in Leid, in Kampf und Sieg vor allem aus zu dem Herz und Hände erhoben, ohne welchen nichts ist im Himmel und auf Erden, keine Jugend, keine Freude, keine Freiheit, kein Vaterland. Alles Gute kommt von oben, und ehe der Geist genießt, blickt er nach dem Beispiel seines Herrn Jesu Christi dankend himmelwärts. Dem Geber aller wahren Freude, dem Vater aller Erdenkinder sei darum Lob und Dank gebracht aus Euern jugendlichen Herzen. Ja das sei vor allem auch Euer Entschluß, welcher bei dieser Morgenfeier in Euch wahr und treu emporsteigen möge.

Wenn ich dann weiter auf diese zahlreich versammelte Jugend hinblicke, auf sie, von der das Wohl oder Wehe der Zukunft abhängt, so regt sich in mir und gewiß auch im Herzen jedes Anwesenden, jedes Jugendfreundes, jedes wahren Patrioten der innige Wunsch! O möchten aus dieser aargauischen, aus dieser schweizerischen Jugend gute Christen und brave Bürger des Vaterlandes heranwachsen, möchte sie, wie die Inschrift am Portale unserer Kirche sagt, für Gott und Vaterland aufblühen! — Ich glaube dieses Fest in meiner Stellung nicht besser begehen zu können, als wenn ich heute diesen allgemeinen Wunsch näher würdige, und Euch die Mittel zeige, welche Euch zu guten Christen und braven Bürgern des Vaterlandes bilden. Ich sage demnach: Ihr werdet gute Christen und brave Bürger, wenn Ihr

1. in Eurer Jugend schon Gott und
2. das Vaterland lieben lernet.

Göttlicher Stifter unserer Religion! Größter Kinderfreund! Göttlich milde sprachst Du einst auf Erden: „Lasset die Kleinen zu mir kommen, denn ihnen ist das Himmelreich!" Dir, Herr, empfehle ich nun auch diese in Deinem Hause versammelte Jugend, das teuerste Kleinod unseres Vaterlandes, nimm sie auf in Deinen Schutz und gieße auf sie nieder Deinen göttlichen Segen, ohne welchen all' unser Pflanzen und Begießen fruchtlos bleibt. In Deinem Namen will ich reden. Regiere Du,

o Herr, meine Zunge. Erfülle Du am heutigen Jugendfeste alle unsere Seelen mit dem Lichte des hl. Geistes.

I.

Wollt Ihr gute Christen werden, so müßt Ihr vor allem in Eurer Jugend schon Gott und die Tugend innig lieben lernen und die Sünde meiden.

Religion und Gottesfurcht müssen bei der studierenden Jugend, wie überhaupt im Leben, der Mittelpunkt sein, von welchem alles ausgeht, und auf welches sich alles wiederum zu beziehen hat. Für Gott und mit Gott sollt denn auch Ihr herangebildet werden. Das ist der Endzweck aller vernünftigen Erziehung. Die Furcht des Herrn soll Euern Neigungen, Euern Gefühlen und Kräften, eine entschiedene Richtung auf das Gute geben, die Lehre Jesu Christi soll Euern Sinn heiligen, Euern Willen mit dem göttlichen vereinigen, damit sich durch ihr himmlisches Licht und ihre belebende Wärme in Euern Herzen Keime und Blüten entwickeln, die um Euer ganzes Leben Kränze der Tugend und Ehre winden und bei allen Versuchungen zum Bösen Eure sicherste Wache für das Gute und Heilige bilden. Frömmigkeit ist die Grundlage aller wahren Tugend, alles bleibenden Glückes. Nur in diesem Element gedeiht das wahre Wissen, nach dem Zeugnis der heiligen Schrift, in welcher seit Jahrhunderten geschrieben steht und durch Jahrhunderte bestätigt wird: „Der Weisheit Anfang ist die Furcht des Herrn." Ein heiliger Mann sagt: „Hätte ich die Wissenschaft aller Dinge, es fehlte mir aber das Eine, die Liebe zu Gott, was nützte mir all das Wissen vor Gott, der mich nach meinem Tun richten wird". — Ja nur dadurch wird das Streben nach Kenntnissen geheiliget, wenn es in seinem festen Grunde auf Gott, die ewige Wahrheit gerichtet ist. Darum muß Euch schon jetzt, in den Jahren der Jugend, ein wahrhaft frommer Sinn, ein Leben nach Gottes Wort überaus teuer und heilig sein; denn in der Jugend wird der Grund zur Tugend wie zum Laster, zum Glück und Unglück für das ganze

Leben gelegt. Gleich einem verborgenen Faden, der sich bis zum Alter, bis zum Grabe fortschlingt, gehen von dieser Zeit die Gedanken und Gefühle, die Begierden und Neigungen aus, welche in jedem spätern Lebensalter Eure Gesinnungs- und Handlungsweise bilden und gestalten. Sind Euch nicht schon jetzt Religion und Tugend vor allem heilig und teuer und der Wille des Herrn unverbrüchliches Gesetz, so werdet Ihr unter den blendenden Gestalten und dem bunten Treiben der äußern Welt gar leicht Fremdlinge werden in den innern geistigen, für das unsterbliche ewige Leben, werdet Euch dem Leichtsinne, der Trägheit, dem Müssiggange und bösen Gesellschaften hingeben, Gott und sein Gesetz allmählich vergessen und der Sünde Euch überliefern.

Die Geschichte lehrt uns ja, daß der ungehorsame Sohn, der in der Folge seinen Vater mit Herzeleid in die Grube bringt, der Pflichtvergessene, der Amt und Beruf versäumt, mißbraucht und verläßt, der Bösewicht, der im dunkeln Kerker schmachtet oder unter dem Schwert der Gerechtigkeit blutet, der Frevler, der Gott und der Tugend Hohn spricht, schon am Morgen des Lebens Gott vergessen hat, und das Gift der Sünde in die Seele aufnahm, welche nach und nach das verzehrende Feuer der Leidenschaft anzündete und durch den ganzen Menschen verbreitete. Gewöhnt Ihr Euch aber jetzt schon für Gott und mit Gott zu leben, seinen Willen gern und allezeit zu vollbringen und an ihn sich zu halten, wie ein Kind an des guten Vaters Hand, so wird Euch dieses Leben und diese Liebe zu Gott und das Vollbringen seines heil. Willens eine unversiegbare Quelle innerer Ruhe und Heiterkeit, himmlischen Friedens und heiliger Freude sein, die Euch keine Gewalt der Zeit, keine List und Bosheit der Menschen, kein trauriges Ereignis des Lebens aus dem Herzen rauben kann.

Drum hebet alle Morgen Herz und Auge fromm zu Gott empor, und am Abend sinkt in andächtigem Gebet in seine Vater- arme hin. Bei allen Arbeiten und Geschäften, bei allen Ereig-

nissen des Lebens vertrauet auf ihn, der den Lauf Eurer Schicksale mit Weisheit, mit Liebe lenkt, und bemühet Euch, wie jener tugendhafte hebräische Jüngling in Ägypten, stets rein und fromm vor seinem allsehenden Auge zu wandeln, — dann werdet Ihr immer inniger Gott, alles Schöne, Edle und Gute lieben, von Gott und allen Menschen wieder geliebt werden, und Euere Freude wird unzerstörbar, Euer innerer Friede ewig sein, da er von Gott kommt und zu ihm führt. O so schwöret denn heute vor Gottes Altar: Euren Vater im Himmel immer inniger zu lieben und die Sünde über alles zu meiden, auf daß wahre Freude und Friede Euch heute und alle Tage Eueres Lebens begleite. Liebet Gott und fliehet die Sünde! Die Sünde, sagt die Schrift, ist der Völker Verderben. Blicken wir hin auf die Geschichte der Völker, sie bestätigt diese Wahrheit in allen Zeitaltern und in allen Zonen. Wir kennen die heiligen Sagen des Altertums, wie das Menschengeschlecht kaum zweitausend Jahre nach seiner Erschaffung zur gemeinsten Tierheit versank. Gott winkte, und dieses Geschlecht nahm ein Ende. Die Meere traten aus ihren Ufern, die Schleusen des Himmels öffneten sich, das Geschlecht war nicht mehr, nur wenige entrannen dem großen Untergang. Ein blühend Land umgab einst Sodoma und Gomorrha; Pracht, Überfluß und Wohllust herrschten in diesen Städten, Gerechtigkeit keine. Da spaltete der Boden; Feuer brach hervor, die Luft entzündete sich, Blitze regneten vom Himmel — Sodoma und Gomorrha verschwanden von der Erde, und die unbewirtbare Gegend voll brennbarer Stoffe verkündet uns heute noch: „Die Sünde ist der Völker Verderben.“ Warum weinte Christus über Jerusalem? Weil seine Bewohner das Heil, das ihnen in Messias angeboten wurde, verschmähten. Darum rief der Heiland noch auf seinem Todesgange: „Ihr Töchter Jerusalems! weinet nicht über mich, sondern über euch und euere Kinder.“ Jerusalem ist verschwunden, kein Stein ist mehr auf dem andern geblieben, — die Sünde ist der Völker Verderben! Warum liegen Athen und Sparta längst

in Schutt und Trümmern? Warum ist Griechenland halb öde, und jener einst so ehrwürdige Boden von einem rohen, unwissenden Türkenhaufen und Nachkommen jener Helden bewohnt, die nur noch als Schatten auf das Bild einstiger Größen hinwiesen? Dies erleuchtete Volk verlor allgemach die Sittenstrenge der Alten, bald die Eintracht, bald die Ehrfurcht vor dem Gesetze, bald die Gerechtigkeit gegen andere Völker. Wenn aber eine Pflanze in der Wurzel angegriffen wird, ein Baum nur Blätter, aber keine Früchte trägt, da reißt sie der Gärtner aus und setzt die Axt an die Wurzel, damit Platz für andere werde. Gehen wir aber auch einen Augenblick im Geiste hin zu den Leichenhügeln unserer Väter und fragen wir dann dort bei den Urstätten der Vollendeten, und fragen wir sie, was Ursache sei, daß sie jetzt noch unter uns leben, und sie werden Euch durch die Geschichte antworten: Unsere Zeiten waren nicht ohne Gefahr, der Himmel nicht immer helle, wohl aber öfters von schwarzen Wolken umzogen. Es blitzte und donnerte auch. Aber eines wars, was uns half, der Glaube an die Allmacht, der unsere Brust erfüllte, der lebendige Aufblick zu einer Vorsehung, die das Schicksal der Völker wiegt, und die heilige Scheu vor allem Bösen, das den heitern Blick trüben konnte.

Darum, ihr jungen Bürger unseres Freistaates, Enkel der drei Männer im Rütli, Enkel eines Winkelried und Niklaus von der Flüh und so vieler anderer, ermüdet nie, für Tugend zu kämpfen. Nur durch Tugend wird das Gottesreich auf Erden fest gegründet und das irdische Vaterland die Vorhalle des Himmels. Ein heiterer, frommer Sinn, ein Leben nach dem Beispiel unseres Heilands und Erlösers, das ist der schönste Schmuck, die schönste Zierde der Jugend. Das ruhige Gewissen geht dann mit jedem Tage leuchtend und fröhlich Euch auf, wie die Sonne über dem Erdkreis. Das, meine lieben Kadetten, ist am Morgen des Festes mein erster Wunsch, es ist das Köstlichste, das Wichtigste, was ich Euch wünschen kann; mein Ruf: Gott zu lieben immer mehr nach Wahrheit, Licht und

Tugend zu ringen, die Sünde dagegen über alles zu meiden, töne immerfort in Euern Ohren, begleite Euch heute den ganzen Tag, kehre mit Euch zurück an den heimatlichen Herd und weiche Euer ganzes Leben lang nie von Eurer Seite. Schauer und Frost, Lauheit und Kälte, wie sie uns in religiösen Dingen überall umgeben, bringe Euch keinen Fuß breit von der einmal betretenen Bahn. Zeiget überall fest und offen, daß Ihr wahre Kinder Gottes seid, daß Ihr zur Fahne Christi geschworen und daß Eure Eltern und Erzieher einen guten Grund in Euer Herz gelegt haben, und dieser Grund sei ein liebevolles Herz zu Gott, Euerm Vater und zu Christo, Euerm Erlöser.

Doch nicht nur Gott, auch das Vaterland sollt Ihr lieben, und das ist mein zweiter Wunsch.

II.

Ihr sollt ferner brave Bürger des Vaterlandes werden, und daß Ihr es werdet, müßt Ihr Eure Heimat, Euer Vaterland recht innig lieben; ist doch die Vaterlandsliebe dem Menschen angeboren.

Unter allen Himmelsstrichen auf Erden hat sich der Mensch angesiedelt und einheimisch gemacht und hängt mit Liebe an seinem Boden. Er wohnt im äußersten Norden, ist zufrieden in seiner ärmlichen, auf starren Eisfeldern erbauten Hütte. Der blendende Schimmer von ungeheuren Eisgefilden, weithin am Horizont verbreitet, gewährt seinem Auge ein ebenso reizendes Schauspiel, als dem Südländer die brennenden Farben seiner Blüten und die großartigen Gestalten seiner Pflanzen- und Tierwelt. Oder warum freut sich der Auswanderer oder der Reisende aus unserem Volk, wenn er jenseits der Meere, bei den Urwäldern Amerikas, oder bei den Wasserfällen des Nils, oder in den Sandwüsten der schwarzgefärbten Völker Afrikas einen Menschen trifft, welcher spricht unsere Muttersprache? O es ist die Freude am eigenen Volk, am eigenen Vaterland. — Den Alpensohn kann kein Flachland erfreuen; er sehnt, auf fremden

Boden, nach den geliebten Bergen sich zurück; sieht im Geiste am Felsenabhange seine Ziegen klettern, auf hoher Alpenflur die Herde weiden, mit süßem Weh ergreift ihn der Heimat gewaltige Begier, und kann er das Land der Kindheit nimmer schauen, so wird er ob des langen Harmes verschmachten. Doch nicht überall auf Erde gedeiht der Mensch auf gleiche Weise. Das gemäßigte Klima ist der körperlichen und geistigen Entwicklung desselben am zuträglichsten. In dieser Zone ist auch unser Vaterland gelegen. Heiter breitet sich der Himmel über dasselbe aus, eine milde erquickende Luft umfängt den fruchtbar gesegneten Boden. Obgleich das Land die Tätigkeit seiner Bewohner in Anspruch nimmt, und nicht ohne Arbeit seine Früchte spendet, so belohnt es doch den Fleiß mit reichem Segen, so daß der Wanderer, dessen Blick mit Entzücken auf wogenden Kornfeldern, auf dem frischen Grün der Reben, der bunten Pracht der Wiesen und Fruchtbäume weilet, unwillkürlich ausruft: Welch schönes Land! wie herrlich muß hier zu wohnen sein! -- Wir stimmen ihm bei, freuen uns des schönen Heimatlandes und preisen Gott, der es uns zur Wohnung angewiesen hat. Ja betrachte nur, o Schweizerjüngling, dein Vaterland, wie es erhaben über die Länder anderer Völker, als stattliche Burg im Tempel des Weltteiles pranget, und mit dem Kranze der Alpen wie mit einem Walle umgeben, und mit den rauschenden Strömen wie mit einem Graben umgürtet ist; — betrachte aber, o Schweizerjüngling, auch das Volk in dieser von Gott selbst getürmten Festung, und sein Loos, daß es daselbst glücklich wohne, umbeugsam im Rechte, wie der Lämmergeier, der über seinem Haupte kreiset, und daß dieses Volk sich erlabe an der Freiheit, wie der Adler, der sich im Glanze der Sonne wiegt; betrachte aber endlich auch das viele Gute und die unzählbaren Wohltaten, welche aus der Fülle der göttlichen Liebe, über Felder und Wiesen, Gewerbe und Handel, Schule und Kirche, über Land und Volk für und für sich ergießen. Betrachte ganz besonders, aargauischer Jüngling, wie deinem Kanton deine Er=

ziehung — die Erziehung der Jugend überhaupt — so sehr am Herzen liegt, wie dein Kanton keine Opfer scheut, um Euch zu guten Christen und braven Bürgern zu erziehen; — o betrachte nur die vielen und ausgezeichneten Anstalten unseres Kantons, die da eine republikanische, intellektuelle, religiöse und moralische Erziehung aller bezwecken, auf daß auch Ihr einstens durch Wissen und Beispiel dem Staate und der Kirche nützen könnet; o betrachte nur die vielen Anstalten, an denen der Staat unermüdet arbeiten läßt, um Euch alle zu würdigen und brauchbaren Mitgliedern, zum Heil und Segen Eures schönen Vaterlandes heranzubilden. Und wer sollte ein solches Land nicht lieben müssen? Wer sollte demselben nicht schon in frühester Jugend mit Leib und Seele anhangen, einem Lande anhangen, das die edelsten Güter in sich schließt? So freuet Euch denn dieses schönen, von Gott so reich gesegneten Vaterlandes und seines glücklichen freien Volkes. Aber betraget Euch auch würdig dieses gefeierten Landes; erfüllet mit heiligem Eifer seine Anforderungen an Euere jetzige Tätigkeit und seine Hoffnungen von Eurer künftigen Brauchbarkeit. Vergesset nicht, was den Griechen und Römern schon ihr Vaterland war, wie sie ihm alle Kräfte, alles Wissen, alle Stärke des Körpers und der Seele, Blut und Leben freudig zum Opfer brachten! wie jene Heroengestalten, deren Großtaten wir heute noch anstaunen, nur durch Liebe zum Vaterlande solcher Größe fähig waren, daß sie selbst Undank und Verfolgung ihrer Mitbürger nicht wankend machen konnte, wenn es galt demselben Lande zu nützen, das sie zwar geboren, aber verläugnet und verbannt hatte. Erinnert Euch, was den Israeliten ihr Vaterland war; wie der sterbende Jakob in Ägypten, nachdem er alle Söhne gesegnet hatte, zuletzt noch um Erfüllung jenes Segens bat, den der Herr seinem Vaterlande verheißen hatte, wie er als letztes Verlangen äußerte, dorthin, wo Abrahams und Isaaks Gebeine ruheten, nach dem Lande der Verheißung möge man auch seine irdische Hülle bringen und daselbst beerdigen; — erinnert Euch, wie Moses auf dem Berge

Nebo mit frommer Ergebung starb, weil er das Land, wo sein Volk die ersehnte Ruhe finden sollte, gesehen und mit Freudentränen gesegnet hatte, — wie Jeremias auf dem Schutte seiner geliebten Vaterstadt unter häufigen Tränen Klagelieder sang, und die zurückgebliebenen verwilderten Einwohner zur Buße und Besserung ermunterte, bis sie ihn steinigten; — erinnert Euch, wie Jesus selber über die unglückliche Hauptstadt seines Vaterlandes, die Heil und Rettung von sich stieß, weinte. — So liebet denn auch Ihr das Vaterland, das Euch so unendliche Vorteile bringt, dadurch, daß Ihr allen Gesetzen und Verordnungen willigen Gehorsam leistet, seinem Dienste, seiner Wohlfahrt alle Kräfte des Leibes und der Seele weihet. Ihr sollt einst die Stütze des Vaterlandes werden! Mit Freude und Stolz erblicken wir in Euch unsere Hoffnung für Jahre und Jahrhunderte der Zukunft; von Euch erwarten wir, Ihr werdet das Gemeinwesen vergrößern, bereichern und verschönern; von Euch erwarten wir, Ihr werdet unsere Künste und Wissenschaften, unsere Sprachen und Sitten und Rechte zur weitern Vollkommenheit bringen. Von Euch erwarten wir, Ihr werdet einst Heerd und Hof, Handel und Wandel, Stadt und Land, Staat und Volk mit Euern Armen, mit Euerm Blute schützen, daß die Feinde unseres Vaterlandes sich nicht erkühnen, unsere Grenzen zu bedrohen, ja daß des Schweizer-Volkes Name in Ehre stehe bei allen Völkern der Erde. Damit Ihr aber die Wohlfahrt Eures Vaterlandes einst zu fördern imstande seid, so müßt Ihr vor allem einig sein. Eintracht nur macht stark! Und daß Ihr einträchtigen Sinnes werdet, deshalb haben Eure Vorgesetzten Euch dieses schöne Fest geschaffen. Jetzt schon in Euerm Alter müssen die jugendlichen Gemüter einander näher gebracht werden, wollt Ihr einst mit Erfolg am Wohl des Vaterlandes arbeiten. Könnte das wohl besser geschehen, als an einem solchen Feste? Da öffnet sich ja für Euch alle einer Freude Tor, da tretet Ihr ja miteinander in diesen Tempel Gottes ein; wie aus einem Herzen steigen Eure frommen Wünsche und Dankgebete

heute zum Geber jeder guten Gabe auf. Heute umfängt Euch ein Kreis der muntersten Beschäftigung; da singt Ihr ein Lied aus den heitersten Tönen; da breitet sich Euch ein Wiesenteppich aus zur Erquickung durch Speise und Trank, da umschlingt Euch den ganzen Tag über eine Blumenkette des Frohsinns. Und mit Recht. Ihr seid ja Bürger eines und desselben Vaterlandes. Ob dort in jenen anmutigen Gegenden, die der Aarestrom durchfließt, oder die Reuß bespült, oder ob dort an den romantisch schönen Ufern der Limmat oder des Rheins, oder an den fruchtbaren Gestaden des Zürichsees Eure Hütte ist, gleichviel — Eine Heimat haben wir, ein Grund und Boden ists ja, der liebe Schweizerboden, auf welchen wir alle gepflanzt sind; und wie herrlich, so viele Genossen dieses schönen Vaterlandes frühe schon zu kennen! Fürwahr, ein solches Fest wird, — muß Euch über manche Engherzigkeit hinwegsetzen und in Euch den Sinn pflanzen, den wir ohnedies oft später in Euch so schmerzlich vermissen, den Gemeinsinn, jene Überzeugung des Zusammengehörens und des gemeinschaftlichen Berufes, das Wohl des Ganzen zu fördern. Auch das spätere Leben mit seinen mannigfaltigen Sorgen und trennenden Verhältnissen und kleinlichen Rücksichten wird auch bei Euch sich Geltung verschaffen wollen, darum reichet Euch heute brüderlich die Hand und versprechet mir, ob derlei Dingen die Wohlfahrt des Ganzen nie aus den Augen zu verlieren.

Was hat die Schweiz frei und ihren Namen groß gemacht? Auf Morgarten und bei Sempach, bei Näfels und bei Murten, und auf all den Schlacht- und Siegesstellen, welche die Väter mit ihrem Blute geweiht haben, finden wir die Wahrheit, weil Einigkeit unter den Schweizern lebte, und wie auf dem Rütli, so auch hier, Greis, Mann und Jüngling zu einem Zwecke verbunden waren, mit dem Losungsworte: Einer für Alle und Alle für Einen; darum wurde der kleinern Menge der Sieg über die weit größere Macht. Doch nicht nur erst in der Stunde der Bedrängnis allein hatten die Herzen unserer Väter sich

gefunden, sich einander aufgeschlossen, nicht in Gefahren blos und großer Not, — auch in den Tagen großer Freude vereinigten sich schon in den frühesten Zeiten nähere und entferntere Bundesbrüder und Nachbarn in zahlreichen Scharen, verlebten miteinander die vergnügtesten Tage, die der Greis am späten Abend seines Lebens noch dem horchenden Enkel schilderte. So gewannen sich im Sonnenschein der Freude diejenigen lieb, die später im finstern Sturm des Krieges sich schützen und aus Todesgefahr retteten, oder in schwierigen Zeiten mit wohlwollendem Rate die gefährlichen Wirren lösen halfen. Wie Eure Väter, so sollt eben auch Ihr einst des Vaterlandes Wohl gemeinsam durch Rat und Tat besorgen und sein Weh abwenden; darum sollt auch Ihr Euch frühzeitig kennen lernen, Euch zu Lieb' und Freundschaft verbinden in den Jugendjahren, die für alles Edlere empfänglich sind. Ihr werdet Euch einst wiederfinden in ernsten Stunden, dort sollt Ihr einander die bekannte Bruderhand drücken und bereit sein, alles Gute und Wahre kräftig zu unterstützen. O saget, ist nicht reicher Gewinn ein solches Fest, an dem Herzen zu Herzen sich finden aller Derer, die Gott berufen hat, einstens mit einander und für einander zu leben in einem Lande, sich gegenseitig zu beglücken in einem Vaterlande, das der Herr, der Allgütige, so reichlich gesegnet hat.

Doch wozu noch Worte; ich rede ja zu Schweizern, Enkeln eines Winkelried, die vom Helden, der in Sempach der Freiheit eine Gasse machte, indem er die feindlichen Speere in sich begrub, die Vaterlandsliebe, den Opfergeist schon gelernt haben. Ich rede zu Christenkindern, denen das Wort des großen Meisters heilig ist: „Niemand hat eine größere Liebe, als der sich selbst für seine Brüder opfert."

Und du, mein liebes Vaterland! du Land unserer Väter! du Land der Treue, des Fleißes, der Sittenreinheit und der Genügsamkeit! Fahre nun fort in diesem Sinn und Geist unsere Jugend zu erziehen. Erziehe deine Söhne zur alten Treue,

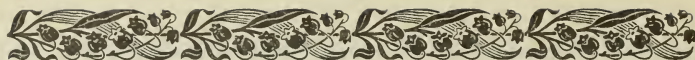
zur alten Sitteneinfachheit, zum alten Fleiß, zur Familiengenügsamkeit unserer Voreltern, dann ruht der Wohlstand eines Volkes auf festem Grunde. Helvetien! du Land, gedüngt mit dem Blute unserer Väter — teures Vaterland! Erziehe deine Kinder zur Einigkeit, zur Vaterlandsliebe, — dann, dann wird in deinen Gauen immer blühen deines Volkes Glück. Vaterland! in deiner Jugend liegt deine Zukunft. Darum ziehe groß in deinen Kindern die Vaterlandsliebe; erziehe dein Volk für dich. Aber baue deine Volkserziehung auf Gerechtigkeit, auf Sittenreinheit, auf Mäßigkeit, auf Treue gegen Obrigkeit und Gesetz, auf Tugend, auf Wahrheit, auf Religion — auf Gott. Nur jene Völker sind glücklich, welche Gott fürchten und seine Gebote halten. Vergiß es nicht, o Vaterland, wenn nicht der Herr das Haus der Staaten baut, so arbeiten die Bauleute vergeblich.

Vor allem aber, o Väter und Mütter unseres Vaterlandes! Erziehet Euere Kinder für Gott. Die Welt vergeht mit aller ihrer Herrlichkeit, und die Staaten verschwinden mit aller ihrer Macht; die Völkerstämme sinken hinab in die Gräber mit allen ihren Reichtümern und Denkmälern. Wenn Eure Söhne in die Pforte der glücklichen Ewigkeit eingehen, dann — dann haben sie das große Endziel erreicht. Wenn nicht, dann ist verloren alle Mühe, aller Schweiß, alle Tränen, alle Hoffnungen, alle Aussicht, — dann ist verloren alles, um deswillen das Leben Wert hat. Dann wäre es besser, wir wären nie geboren. Denn unsere Unsterblichkeit ist dann ein Unglück, unser Leben in der Ewigkeit eine Qual ohne Ende! Darum, ihr Eltern, wenn Euch Eure Kinder teuer, wenn sie Euch das Teuerste auf Erden sind — erziehet sie für Gott! Können sie ein größeres Glück erringen, als ewige Hausgenossen Gottes zu werden? Kann es für Euch und sie einen höhern Wunsch geben als Euch alle einst wieder zu finden vor dem Trone Gottes?!

Und nun genug des Ernstes; die ernste Seite des Festes sei vorüber. Hinaus jetzt in Gottes schöne Natur, hinaus zu

Fest und Fröhlichkeit, zu Lust und Freude, zu Waffenspiel und Kampf! Jung und Alt, alles was sich freuen kann, das freue sich heute! Die Perle der Freude glänze in jedem Auge. Heute darf sich keine Stirne falten, kein Auge sich trüben, ein Lichtstrahl muß alle Herzen durchziehen! In Eurem größten Jubel zeiget aber, daß Ihr aus den Bildungsanstalten kommt, wo der Geist dem Bessern und Edlern zugewendet wird, zeiget, daß Ihr erkenntlich sein wollet denen, die an Euch arbeiten mit unverdrossener Lehrertreue. Feiert würdig den schönen Tag! Gott sei mit Euch. Es segne Euch und Eure Freude der allmächtige Gott, der Vater, der Sohn und der heilige Geist! Amen.





Rede bei der Rückkehr vom Kadettenfest in Zürich, 1856.

Kadetten!

Abermals seid Ihr zurückgekehrt von einem jener heiligen Altäre, an den Ihr berufen wurdet, um dem Vaterlande die frommen Gelübte Euerer Herzen zu erneuern. Im Namen des Herrn Erziehungsdirektors heiße ich Euch auf der heimischen Erde wieder mit Freuden willkommen!

Ihr habt das Vertrauen, das wir bei Euerm Auszuge auf Euch setzten, gerechtfertigt, und durch Euer Betragen und Euere militärischen Leistungen dem Namen Eueres Kantons im Kreise der Miteidgenossen Ehre gemacht.

Empfanget für die wohlerfüllte Pflicht die verdiente Anerkennung Euerer Behörde! Sie wird Euere würdige Haltung in angenehmer Erinnerung bewahren, und Euch auch künftig wieder den Genuß jeder schönen und sinnigen Freude gerne gewähren.

Kadetten! Ihr kehrt heute wieder in die gewohnten Kreise des trauten täglichen Lebens zurück. Die schönen Tage Eueres herrlichen Festes sind vorüber — eines Festes, das auf allen Wegen von Eltern, Verwandten und Freunden mit Freudentränen begleitet, von allem Volke mit Bewunderung umjubelt, und in seiner letzten Entfaltung von der gütigen Vorsehung selbst zum schönsten Diamant unseres Nationallebens verklärt ward.

Ihr habt ein Fest gefeiert, wie kein anderes Land der Erde seiner Jugend eines zu bereiten vermag. Denn nicht im Glanze

fürstlicher Trone erstrahlen solche Tage, sondern nur in der Sonne der Freiheit und auf dem Boden eines gemütreichen, geschichtlich bewußten Volkstumes gehen sie auf. Danket dem Vaterlande, das Euch solche Feste gibt! Danket aber vor allem der Vorsehung, die Euch dieses Vaterland gab!

Kadetten! Bleibt dieses Vaterlandes würdig! Heimgekehrt, vergeltet die Liebe der Eltern durch Bravheit, die Treue und Freundschaft der Lehrer mit Liebe und Gehorsam! Ehret die Gesetze! Achtet Euch selbst! Aus dem Becher der Jugend habt Ihr neue Lust und Lebenskraft getrunken. Drum wendet Euch mit verjüngter Liebe wieder dem Ernst der Wissenschaften zu! Mit erhöhter Begeisterung studiert die Wunder und Majestät der vaterländischen Natur, zu Berg und Tal die Heimat, die Sitten, die Einrichtungen, das Leben und die herrlich reiche Geschichte unserer Nation! Gehet zu den Vätern in die Schule, und lernet da Kraft und Weisheit für die Gegenwart, Frommsinn und Tugend für die Ewigkeit! Aber nicht minder erwärmet Euere republikanischen Herzen mit erhöhtem Eifer an dem ewig lebendigen Geiste, der aus den ehrwürdigen Denkmälern des klassischen Altertums zu Euch spricht: erwärmet sie für alles Schöne, das der Grieche dachte und für alles Große, das der Römer schuf. —

Diese Reiser bringet aus dem Felde des Waffenspieles heim! Diese Blüten treibe Euer Fest! Dieser Lorbeer kränze Euere geliebten Häupter! Wachset heran zu einem tapfern, freien, erleuchteten, tugendhaften und frommen Geschlechte! Dann haben die Kränze Eueres Festes die schönsten Früchte getragen; dann habet Ihr dem Vaterlande für seine Wohltaten den besten Dank gebracht! —

Kadetten! Es wäre unstatthaft, Euch das stete Andenken an das verlebte Fest zu empfehlen. Wie einen holden Traum werdet Ihr die goldene Erinnerung an die schönen Tage bis zum Grabe in Euern Herzen tragen. Aber, wie der Tagesbefehl Euers edeln Oberkommandanten dem Fest selbst eine

höhere Bedeutung gab, so sollen auch mit der Erinnerung daran höhere Beziehungen verbunden sein.

Kadetten! Vergeßt später in den Tagen des Ernstes es nie, mit welchen jungen Bundesbrüdern Ihr einst in Zürich die Freuden des Spieles geteilt! Bewahret dem gastfreundlichen Zürcher, dem Luzerner, dem Tessiner, dem Bündner, dem Glarner, dem Appenzeller, dem St. Galler, dem Thurgauer, dem Schaffhauser, ja allen, allen Eidgenossen Euere bundesbrüderliche Liebe und Freundschaft! Gedenket, wo ihr einst einander als Männer wieder treffet, sei's im Waffenkleide, sei's im Rate gemeiner Eidgenossen, der schönen Verbrüderung, zu welcher Euch das Kadettenfest vom Jahre 1856 als Knaben und Jünglinge zusammen rief!

Kadetten! Vergesset die eidgenössische Liebe und großartige Gastfreundschaft nie, welche Ihr in den ersten Tagen des Septembers 1856 von den Bürgern und Behörden der altehrwürdigen Städte Zürich und Winterthur genosset! Behaltet die herzliche Aufnahme, die liebevolle Verpflegung, die gastfestliche Bewirtung, die sich drängenden schönen und sinnigen Genüsse, endlich die Wundergabe des ganzen Festes in stets dankbarer Erinnerung! Gott schütze ihre gastlichen Herde! Welche Geschicke aber ob ihren freundlichen Mauern im Schoße der Zukunft liegen, haltet gegen sie, fortan im Herzen mit ihnen verburgrechtet, die Gastpflicht treu und heilig in Ehren!

Kadetten! Vergesset es nie, daß Ihr am 4. September des Jahres 1856 Euer herrliches Kampfspiel auf demselben Boden gehalten, auf dem im September des Jahres 1799, unseligen Angedenkens, die großen Feldherren Massena, Erzherzog Karl und Korsakow um den militärischen Besitz unseres unglücklichen Vaterlandes, in Strömen von Blut, die eisernen Würfel warfen! Denket daran, wenn je zu Eurer Zeit ein fremder Feind, woher er komme, die heilige Erde des Vaterlandes mit dem Bajonette zu berühren droht, daß Ihr auf jenem denkwürdigen Boden, mit jungen Bundesbrüderu verbunden, die gemeinsame Weihe

zum Waffendienst fürs Vaterland empfangen habet, und stellet ihm ruhmvoll wie die Vorväter, unter dem heiligen Feldzeichen der Eidgenossen Euere Bajonette und Euer Leben als unerschütterliches Bollwerk unserer Unabhängigkeit entgegen!

Kadetten! Vergesset es nie, daß Ihr die gemeinsame Waffenweihe auf jenem Boden von Männern empfinget, deren Namen in der ersten Reihe der vaterländischen Offiziere stehen! Mit edler Hingebung, patriotischer Aufopferung, freundlicher Güte und belehrender Sorgfalt haben diese erfahrenen und bewährten Krieger Euch geführt und Euch durch ihren gemessenen Ernst gezeigt, welche große sittliche und politische Bedeutung die Waffe in der Hand des freien Bürgers habe. Bewahret Ihre Namen in dankbarem Andenken! Vor allem aber vergesset es nie, daß euch die Ehre ward, bei diesem Anlasse unter dem Oberkommando eines Mannes zu stehen, der von allen Eidgenossen mit Hochachtung genannt wird, des Mannes, der dort bei Gislikon, auch unter Mitwirkung aargauischer Bataillone, den schwarzen Bund besiegte und das Vaterland rettete, des Mannes, den damals der General der Eidgenossenschaft in Luzern mit den Worten empfing: „Das Vaterland wird Ihnen diesen Dienst nie vergessen; und in meinem Herzen werde ich Ihnen ein ewiges Andenken bewahren.“ — Kadetten, das ist der Mann, der mit vaterländischem Hochgefühl das Oberkommando Eueres Festes übernahm und seinem herzlichen Tagesbefehl „seine kleine Kriegerschar dem Schutze der Vorsehung“ empfahl. Ihr habet ihn gesehen in seiner Ruhe und Sicherheit ob der Lösung der schwierigen Aufgabe, gesehen in seinem menschenfreundlichen Wesen, in der Offenheit seines Charakters, in der Anspruchslosigkeit seiner ganzen Erscheinung. Behaltet sein Bild in Euern Herzen und zeigt, daß Ihr von ihm gelernet habt!

Kadetten! Und endlich auch das vergesset nicht, daß, während Ihr friedlich und harmlos Euch des Waffenspieles freutet, in dunkler Nacht dort an der westlichen Grenze des Vater=

landes verblendete Fürstendiener mit blutiger Gewalttat die Fahne des Verrates erhoben, und den jüngsten der eidgenössischen Bundesbrüder als Provinz eines fremden Herrn proklamierten! Aber dabei schreibet zugleich auch das in Euer Gedächtnis ein, daß die entzweiten Eidgenossen in Neuenburg ob der Gefahr des Vaterlandes sofort Bruderhaß und Hader vergaßen, einig unter dem Panner der Republik, der Freiheit und dem Bunde der Eidgenossen Treue schwuren, mit siegreicher Waffe die Verräter warfen, und an die Stelle der Preußenfahne wieder das Bundeszeichen der Eidgenossen auf das Ratsgebäude pflanzten Wo es das Vaterland gilt, hört unter Eidgenossen jedes Mißverständnis auf. Sehet auch selbst in Neuenburg ein Denkzeichen an Euer herrliches Fest! Bewahret es ebenfalls in Euern Herzen! —

Nehmet Ihr nun alle diese Erinnerungen mit Euch vom Feste heim, dann werden auch aus der Erinnerung Blüten sprießen, welche dereinst dem Vaterlande ebenfalls segensreiche Früchte bringen. —

Hochgeachteter Herr Oberst! Verehrteste Herren Kommandanten, Führer und Begleiter der verschiedenen Kadettenkorps! Sie haben bei der Feier des Nationalfestes unserer Jugend eine schwierige Aufgabe übernommen. Zur allgemeinen Befriedigung gelöst liegt sie da. Bei dem großen Kontingente, das unser Kanton zum Feste stellte, hat Ihre Wachsamkeit der jungen Mannschaft den Ruhm der Ordnung und einer guten Disziplin gesichert, und Ihre freundliche Sorgfalt und gewissenhafte Vorsicht sie vor jedem Unglück bewahrt. Sie haben zum ehrenvollen und freudigen Gelingen des Festes bei unsern Korps die ersten und wichtigsten Bedingungen erfüllt. Empfangen Sie für Ihre edle Hingebung den tiefgefühltesten Dank der Behörde und des Kantons; sowie ich Ihnen im Namen der jungen Krieger die Versicherung gebe, daß auch sie für die empfangene Liebe und Freundschaft Ihnen zeitlebens dankbar bleiben werden. —

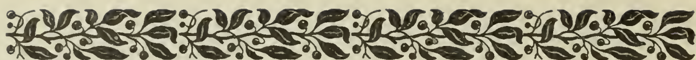
Nun denn, Kadetten, kehret heim, schön und würdig, wie Ihr ausgezogen! Verdunkelt das Fest in seinen letzten Strahlen nicht!

Der gütige Himmel nehme Euch fürderhin in seinen väterlichen Schutz!

Von Geschlecht zu Geschlecht erhalte der Allmächtige die schweizerische Jugend frisch, froh, fromm und ewig frei!

Ewig lebe das Vaterland in seiner Jugend hoch!





Eröffnungsrede des Präsidenten des Nationalrates

am 5. Juli 1858.

Meine Herren Nationalräte!

Es ist mir das providentielle Glück geworden, Sie bei der letzten Versammlung aus unserem alten Sitzungssaale zu verabschieden und heute in dem neuen zu empfangen.

Die Räte der neuen Eidgenossenschaft treten heute zum ersten Male unter einem Dache zusammen, um über die Angelegenheiten des einen Vaterlandes zu tagen.

Heute zum ersten Male stellt sich der verfassungsmäßige Organismus des neuen Schweizerbundes auch äußerlich in architektonischer Verbindung und Einheit dar.

Es steigt dabei das Bild der verjüngten Eidgenossenschaft in höherer Verklärung vor der Seele Ihres Präsidiums auf.

Ich heiße Sie, Hochgeachtete Stellvertreter des Schweizervolkes! von der Rhone und dem Rheine, aus den Pässen der Alpen und von den Höhen des Jura herab, zum ersten Mal im Kapitol unseres Bundes versammelt, mit erhöhten Gefühlen willkommen!

Vorab muß sich in diesem Augenblicke unser Herz dankbar zu Demjenigen erheben, der den Bund der Eidgenossen von Anfang an so gütig erhalten, und aus jeder Not und Fahr, nicht nur wunderbar gerettet, sondern stets zur höhern Entwicklung gefördert hat.

Der Vögte und des Adels Übermut; Österreichs Groll und des kühnen Burgunders Zorn; der Jammer der lombardischen

Züge und das Blut der Glaubenskriege; die Henkerbeile und die Jahrgelder der Aristokratien; die Scheiterhaufen der Hexen und die Ketzergerichte der Kirche; die Fäulnis des achtzehnten Jahrhunderts und die französische Knechtschaft; die Restauration der Vorrechte und die Verschwörungen des Ultramontanismus — ein höheres Geschick ließ jedes Verhängnis und jedes Verderben über die Eidgenossen ergehen, um dadurch ihrer politischen und sozialen Entwicklung jedes Mal wieder neue Spannkraft und die Weisheit neuer Erfahrungen zu geben.

Ein in den Augen der Zeit unheilvolles Bündnis mußte eine andere, wenn auch für die Sache der Freiheit gewagte, Gesetzlosigkeit in blutiger Niederlage vernichten, damit Sieger und Besiegte die Urhabe des neuen, bessern Schweizerbundes würden. — Beide ohne Absicht und Berechnung, weil das schöne Werk einer höhern Fügung und der reinen Hand des Gesetzes vorbehalten war.

Die ersten Steine zu dem Bau, in dessen schönen Räumen sich heute die Vertreter aller Gaue und Orte zur Wohlfahrt des gemeinsamen Vaterlandes bundesbrüderlich die Hände reichen, sind an der Emme zusammengetragen worden; aber eine andere Hand, die Hand dessen, der die Herzen der Menschen wie Wasserbäche leitet, die war's, welche sie zum Hort unserer Freiheit, zum heiligen Symbol unserer Einheit fügte und in die Wölbung legte.

Und schon stand der Bau; aber noch war ein Bundesglied zum Erscheinen darin nicht ebenbürtig ausgerüstet. Da gab die Verblendung den Dienern eines fremden Fürsten den 3. September des Jahres 1856 ein. Durch nie gesehene Eintracht von der Achtung Europas umgeben, und von dem dankbaren Wohlwollen eines mächtigen Nachbars begleitet, trat die Eidgenossenschaft in den Rat der Großmächte, und verlangte für ihren jüngsten Sohn den verweigerten Freibrief heraus.

Der Freibrief, von den Großmächten gesiegelt und gezeichnet, liegt im Archiv der Nation; und heute steht auch das

treue Neuenburg als freier Eidgenoß im Kreise seiner Bundesbrüder da.

Alles hat die gütige Vorsehung zum besten uns gewendet.

Mächtigere Völker waren im Jahre 1848 für die Verbesserung ihrer politischen Zustände in den Kampf gegangen.

Hier Italien, und dort Ungarn, das einstige Bollwerk Deutschlands gegen den Halbmond, bluteten. — Umsonst.

Frankreich stürzte die Orleaniden, und die Republik erließ das Manifest der Völkerfreiheit an Europa. — Heute findet es im Kaiserreiche die Bedingung des Friedens.

Deutschland hatte, wie wir, seine geschlagenen Freischaren, und legte, wie wir, seine Grundrechte in einer neuen Nationalverfassung nieder. Aber seine Grundrechte blieben auf dem Papier, und die Bekenner der neuen Freiheit sah es als Märtyrer ihrer Begeisterung sterben.

Einzig die schweizerische Eidgenossenschaft ging aus dem verhängnisvollen Sturme jener Tage mit glücklichem Erfolge, mit der Erfüllung ihrer Wünsche hervor.

Und, meine Herren! warum? — Weil ihre Mäßigung und ihr praktischer Sinn, einen höhern Willen erfüllend, die richtige Vermittlung und billige Verständigung zwischen dem Alten und dem Neuen fand.

Wenn wir das alles in dankbarem Bewußtsein haben, so glaube ich dann aber auch, bei diesem Anlasse Ihrem Gefühle nicht vorzugreifen, wenn ich in Ihrem Namen mit verdienter Anerkennung des patriotischen Opfers und der Anstrengung erwähne, womit unsere Bundesstadt Bern die von der Eidgenossenschaft übernommene Verpflichtung auf den heutigen Tag zur Erfüllung gebracht hat.

Würdig ihrer Geschichte hat sie der Eidgenossenschaft ein Bundeshaus gegeben, das an den Geist jener alten Republik erinnert, die in ihren besten Tagen den Göttern und dem Vaterlande die schönsten Bauten weihte.

So, meine Herren! ist es gekommen, daß wir heute hier in diesem Saale versammelt sind.

Mit frohen Empfindungen darf es heute wiederholt werden: Mehr ist uns geworden, als vor zwei Dezennien noch der kühnste Gedanken von der Gunst des Schicksals zu fordern wagte.

Doch, meine Herren! die Vergangenheit ist nicht mehr unsere Zeit. Sie ist nur noch unsere Lehrerin und ihr Ruhm unser Sporn. Aber auch die Zukunft ist nicht unsere Zeit; sie wird unsere Richterin sein.

Die Gegenwart allein ist unser. Ihr Erbe zu wahren und zu mehren, ihre Wahrzeichen zu verstehen, und ihre Forderungen zu erfüllen: darin besteht unser Beruf, darin liegt unsere Sendung.

Wenden wir uns daher zu dem, was unser ist! Reden wir von den Aufgaben, die wir zu lösen haben, oder die, wenn sie noch ferne liegen, in dem neuen Bundeshause ihre Lösung finden sollten!

* * *

Auf unsern Traktanden findet sich keine Frage, welche eine Beziehung der Eidgenossenschaft zum Auslande direkt berührte.

Die Beschwerde des Kantons Genf über Anwendung von Art. 57 der Bundesverfassung berührt ein inneres Verhältnis, und wird nach reiflicher Prüfung der Akten und der Tatsachen ihre befriedigende Erledigung finden.

Die polizeilichen Anordnungen eines Nachbarstaates in unsern eigenen Grenzen hat das Nationalgefühl vielfach schmerzlich berührt; indessen scheinen dieselben in der Vollziehung weniger verletzend zu sein.

Die Beziehungen unseres Bundes zum Auslande dürfen befriedigend genannt werden. Es ist bemerkenswert, daß die Schweiz unter der Verfassung, welche sie sich selbst gegeben,

mit dem Auslande in freundlichern Beziehungen lebt, als es unter der Verfassung geschah, welche mit der Sanktion der Fürsten versehen war.

Doch diese Beziehungen hängen von Zuständen ab, welche nicht von der Schweiz bedingt werden, sondern bei der gegenwärtigen Lage Europas ihre Garantie einzig in der Mäßigung der Kabinete finden. Wir haben aber in jüngster Zeit gesehen, wie gefährliche Proben selbst geborne Regenten in dieser Hinsicht zu bestehen haben.

Einig, vorsichtig und stets gerüstet in unserer völkerrechtlichen Stellung bleiben, wird die einzige Politik sein, die wir störenden Ereignissen entgegen zu bieten haben.

Mannigfaltiger sind die Forderungen, welche das Vaterland an die Räte der Nation in Beziehung auf die innere Verwaltung stellt.

Wohl haben bis dahin die Finanzen des Bundes, durch Sparsamkeit und steigende Einkünfte, am Ende des Jahres befriedigende Abschlüsse gefunden. Aber die Ausgaben werden wachsen und müssen wachsen; während die Einnahmen einzelner Administrationen nicht die gleiche Aussicht haben.

Die eidgenössischen Beamten müssen durchschnittlich besser gestellt werden; die stete Verbesserung des Wehrwesens wird immer größere Opfer erheischen; die Anstalten des Bundes werden mit den Fortschritten der Zeit Erweiterungen fordern; und je länger je dringender wird sich dem Bunde die Pflicht ans Herz legen, zu größern Nationalwerken die starke Hand zu bieten.

Die gewöhnlichen Einkünfte dürften all diesen und andern Forderungen kaum entsprechen; und den Kantonen nur mit großer Schonung größere Zumutungen gemacht werden.

Das Finanzwesen, der neuen Institutionen goldener Boden, wird an die weise Sorge der Bundesbehörden immer höhere Ansprüche machen.

Wohl ist unser Wehrwesen in einer erfreulichen Entwicklung begriffen und werden ihm vonseite der Kantone und der Wehrmänner gerne große Opfer gebracht. Denn seitdem das Schweizervolk freier und eidgenössischer wurde, ist ihm auch die Waffe lieber, und der Waffendienst bedeutungsvoller geworden.

Aber auch im Frieden ist das Wehrwesen ein ewiger Wettkampf. Wer im Frieden sich in dessen Pflege und Ausbildung überwinden ließ, ist immer auch im Kriege unterlegen.

Und überdem haben selbst Behörden und die ersten Offiziere der Armee bezüglich auf die immer treuere Nationalisierung unseres Wehrwesens so mannigfaltige, begründete Wünsche und Ansichten, daß auch hier fortwährend viele wichtige und dankbare Fragen zu lösen sein werden.

Wohl ruhen Handel, Verkehr und Industrie der Schweiz im allgemeinen auf soliden, weil bescheidenen Grundlagen. Der Schweizersinn ist den fabelhaften Schwindeleien und gewissenlosen Täuschungen des neuen Systems fremd und fern geblieben. Selbst das Schienenfieber scheint seine Krisis überstanden zu haben.

Aber Handel, Verkehr und Industrie gehören heute der Welt, und nicht, mit chinesischer Verzäunung umschlossen, einem einzelnen Lande an. Sie haben zugleich den hohen Beruf, Millionen und Millionen Arbeit, Dasein, und Hilfsmittel zur Bildung und Zivilisation zu bieten und zu sichern.

Will die Schweiz, wie sie muß, mit der Welt in erfolgreichem Verkehre stehen und da, wo sie konkurrieren kann, die Konkurrenz behaupten; so werden die Räte der Nation dieser Existenzfrage unseres sozialen Lebens stetsfort ihre treue Fürsorge erhalten müssen.

Doch damit, meine Herren, sind die Aufgaben, welche das Vaterland an uns stellt, noch lange nicht erschöpft.

Das Handwerk, von allen Seiten gedrückt und bedrängt, ruft Sie um Schutz, Hülfe und Rettung an.

Die Agrikultur will, als ältere Schwester und des Vaterhauses erste Tochter, neben der Industrie gleichberechtigt, und kein Stiefkind des Bundes sein.

Die Natonalökonomie überhaupt, dieses Evangelium des Brotes, wird je länger je häufiger Ihren Rat und Ihre Hilfe suchen.

Die Gewässer des Jura, der Rhein im Kanton St. Gallen, die Linth, die Reuß, die Aare, sie schlagen an Ihr Herz, sie fordern Ihre Hand.

Der Auswanderung wird das Vaterland endlich doch einen sichern Stab in die Hand geben, und die scheidenden Kinder auch über die Ozeane mit seiner Sorge und den treuen Schutzgöttern der alten Heimat begleiten müssen.

Und noch nicht werden alle die Wünsche und Forderungen befriedigt sein, so wird man die Zentralisation des peinlichen Gerichtswesens als allgemeines Bedürfnis des Landes proklamieren.

Wäre aber der edle Minister Stapfer unter uns, so würde er vor allem, und mit ihm Tausende, die Zentralisation der Jugendbildung verlangen, nicht um die Voraneilenden zu hemmen und aufzuhalten, sondern denen, welche aus Mangel an Kräften nicht Schritt zu halten vermögen, brüderlich unter die Arme zu greifen, und die Erfahrungen und Fortschritte des einen durch eine vermittelnde Autorität zur Kenntnis und Beachtung des andern zu bringen. —

Sitten und Einrichtungen lernt der Schweizer vom Schweizer am besten, weil sie, wie die Kinder, einander am besten verstehen; und wenn sie beisammen sind, keiner der letzte sein will.

So lange die Jugendbildung der Kantone so weit auseinander steht, so lange wird die fortschreitende Entwicklung der Eidgenossenschaft langsam, schwierig und von ewigen Mißverständnissen beirrt sein.

Wie aber in den Kantonen durch zentrale Organe, so wird sie im Gesamtvaterlande nur durch Vermittlung des Bundes sich näher gebracht.

Wir müssen eine vaterländische Hochschule haben; aber der Gedanke einer vom Vaterlande getragenen Volksschule ist größer, als die Idee der vaterländischen Hochschule, und wird vom Bunde ein Opfer fordern, das nur eidgenössiche Großmut auf den Altar bundesbrüderlicher Liebe zu legen vermag. Aber dann ist der Bund der Eidgenossen auch von der Zukunft garantiert.

Ich weiß, manche erwarten, ich werde hier auch zum eidgenössischen Aufsehen gegen jenen fremden Feind mahnen, der vor zehn Jahren vor dem herausgeforderten Feldzeichen der Eidgenossen floh, und heute, in anderer Uniform wiederkehrend, neue Fehde sucht.

Wohl tritt er täglich kühner aus dem Versteck hervor, und wohl hat er da und dort bereits die Linie des Gesetzes und des Landfriedens überschritten; allein noch ist er nicht bei der Angriffslinie angelangt. Komme er aber heute oder morgen, die einfache Theologie der Eidgenossen wird jederzeit dem Ultramontanismus siegreich zu begegnen wissen.

Mögen andere Regierungen sich seines Armes bedienen, der Schweizerbund bedarf zu seinen Zwecken dieses Armes nicht.

Meine Herren! Verzeihen Sie, wenn ich Ihre Geduld ermüdet habe. Ich schließe.

Der hohe Bundesrat hat Ihnen die Traktanden für die dermalige Sitzung mitgeteilt; ich glaubte, sie zur Weihe des neuen Saales auch mit einigen Traktanden der Zukunft vermehren zu sollen.

* * *

Ob unserer Versammlung strahlt im Schilde des Saales das heilige Pannerzeichen der Eidgenossenschaft, gehütet vom Rhodan mit der Traube, vom Rheine mit dem Symbole des Verkehrs, von der Aare mit den Emblemen des Landbaus, von dem Tessin mit dem Maulbeerzweige des Seidenbaus.

Mögen auch die Vertreter der Nation in diesem Saale stets seine treuen Hüter sein!

Mögen auch Sie die Strahlen Ihrer Einsicht und Weisheit immerfort nach allen Seiten und gleichmäßig auf die verschiedenen Richtungen und Beziehungen unseres Nationallebens fallen lassen.

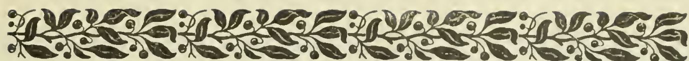
Mögen die Wünsche, Ansichten, Interessen, Anliegen und Lebensfragen aller Kantone, aller Stände und Bürger des Landes hier jederzeit ihre gerechte, und wo das Recht eine Härte wäre, ihre billige und bundesbrüderliche Würdigung finden!

Möge die Verschiedenheit der Sprachen, möge der Kampf der Ansichten, möge der Widerstreit der Interessen in diesen Räumen immer in der Liebe und Treue zum Vaterlande verstanden, vermittelt und geeinigt werden!

Möge es, meine Herren, in diesem Saale niemals Vertreter alter und neuer, großer und kleiner, deutscher und welscher Kantone, sondern immer nur Vertreter des gesamten, überall guten Schweizervolkes, nur Vertreter des einen teuren, überall schönen Vaterlandes geben!

Ich erkläre die diesjährige ordentliche Sitzung des schweizerischen Nationalrates für eröffnet.





Präsidialrede zur Eröffnung der Sommersitzung des Ständerates
am 3. Juli 1871.

Meine Herren Ständeräte.

Unser Herr Präsident, der heute mit verdienten Ehren wieder von diesem Stuhle herabgestiegen wäre, hat infolge der periodischen Wahlen seines Heimatkantons Luzern sein Mandat als Mitglied des schweizerischen Ständerates dem hohen Großen Rate daselbst zurückgegeben, geleitet von dem republikanischen Gedanken, er dürfe nur so lange der Vertreter seines Kantons in dieser Behörde bleiben, als er das Bewußtsein habe, der Träger der politischen Ansichten der Mehrheit seiner Mitbürger zu sein.

Derselbe hat mich deshalb ersucht, Ihnen, hochgeachtete Herren Kollegen, zur Eröffnung Ihrer dermaligen Sitzung seinen herzlichen Scheidegruß zu sagen und Ihnen zugleich für die ihm erwiesene langjährige, freundschaftliche Kollegialität zu danken, mit der Bitte, Sie möchten ihm auch ferner ein wohlwollendes Andenken bewahren, wie Sie von seiner Seite eines gleichen versichert sein dürfen.

Ich weiß aber, daß Sie bei unserm heutigen Wiedersehen sich noch anderer lieber Kollegen erinnern, die nicht mehr in unserer Mitte erschienen sind. Wir gedenken dabei vor allen mit Hochachtung des sel. Hrn. Landammann Dr. Roth, des Mannes, mit dem der Tod dem Vaterlande einen seiner besten und biedersten Söhne, und den Äußeren Rhoden von Appenzell einen treuen Landesvorsteher und unvergeßlichen Wohltäter entrissen hat. Die Dankbarkeit seines Volkes hat ihm, zu seiner

wie zur eigenen Ehre, eine würdige Erinnerung geweiht und uns, wir freuen uns dessen, den Sohn zum Nachfolger des Vaters gegeben.

So heiße ich Sie denn, hochgeachtete Herren Ständeräte, zu unserer diesjährigen ordentlichen Sitzung von Herzen willkommen!

Ich fühle, ich habe zu viele Worte über die Veränderungen in unserm engen Familienkreise gemacht, während seit unserm Scheiden aus der Bundesstadt abermals so große, so denkwürdige, so entsetzliche, für die Welt im allgemeinen und für unser Vaterland im besondern so folgenreiche Ereignisse an unsern Augen vorübergegangen sind, und dabei so inhaltschwere Worte an die Vertreter eines freien Volkes sprechen.

Seit unserer letzten Versammlung wurde der furchtbare Krieg zwischen unsern beiden Nachbarn beendigt.

Die moderne Metropole der Romanischen Civilisation, deren Blüte seit Jahren den Wurm des Unheils im Herzen trug, erlag nach harter Belagerung dem Geist, der Kriegskunst, der Disziplin, der Tapferkeit der germanischen Heere, unterstützt von der Ratlosigkeit und Zwietracht der Belagerten selbst.

Die Nation, die schon mehr als einmal die Diktatur Europa's besaß, erlebte die Tage, wo sie vor der Welt ohne Armee, ohne Feldherr, ohne Regierung dastand, und ihre bisher gefürchteten Adler vom Sieger den Frieden um unerhörte Milliarden, um des Landes militärische Grenze und zwei Diademe seiner Provinzen erkauften.

Und noch sollte das unglückliche Nachbarland den Polarstern nach dem Hafen des Friedens und der heiligen Ordnung des Gesetzes nicht finden! Seit Monaten liegt es in zweifelschweren Wehen der Parteien. Mit Verbrechen und Wahnsinn wollte eine derselben die Geburt der roten Republik erzwingen. Mit Entrüstung legte der edle Republikaner Castelar jenseits der Pyrenäen vor den Cortes seines Landes Protest gegen eine solche Republik ein, indem er erklärte: „Wenn irgend eine

Sache sich rein von Schuld und Verbrechen wahren muß, so ist es die Sache der Freiheit, der Demokratie, der Republik!"

Aber dieses Frankreich, von außen besiegt, im Herzen durch die Greuel eines Bürgerkrieges tief verwundet, von vielen als sterbender Fechter am Boden betrachtet, dieses Frankreich ist gleichwohl nicht bezwungen. In wenigen Tagen kann es dem Sieger die enorme Kriegsschuld bezahlen, und in kurzer Zeit wird das Französische Volk, wenn es, wie zu hoffen, in der Schule seiner Geschichte die offenen Geheimnisse einer richtigen Selbsterkenntnis findet, wieder mit der ihm gebührenden Geltung unter den Völkern dastehen. Wenn Frankreich die Lehren seiner Heimsuchung richtig verwertet, so hat es in seiner Niederlage einen größern Sieg errungen als verloren.

Auf der andern Seite ist das altehrwürdige Deutschland, dessen innere Zersplitterung und dynastischer Separatismus bisher die Freude seiner Feinde, der Schmerz seiner Patrioten und das Sprichwort der Völker war, als ein einiges Vaterland aller seiner Kinder, als ein einig Nationalheer unter einem kaiserlichen Kriegsherrn, mit einer Nationalverfassung und in deren Gefolge mit einem einigen Nationalrecht, aus dem blutigen Kriege hervorgegangen.

Man auguriert nach den Folgen dieser Ereignisse, die einen besorgt, die andern hoffnungsreich. Diese Folgen haben begonnen. Ohne Römerzug des neuen deutschen Kaisers ist die ewige Roma soeben die Residenz und politische Hauptstadt der vereinigten italienischen Nation geworden; unter den Fittigen des neuen Reichsadlers schlägt die deutsche Wissenschaft ihre Römerschlachten für die Freiheit des Geistes und der Vernunft ewiges Recht; dem Vatikan sind die Strebeziele nach den Tagen von Canossa aus den hoffnungsreichen Blicken gerückt.

Durch den Vollzug eines längst gefällten Verdikts des Weltgerichtes ist der Kirchenstaat verschwunden, und das Patrimonium Petri mit der Constantinischen „Schenkung" ist im Königreich

Italien aufgegangen. So hat das bisher dem päpstlichen Stuhle unterworfene Volk durch freies Plebiszit entschieden. Von den 167,548 eingeschriebenen Wählern sind 135,291 zur Urne geschritten; 133,681 haben für die Vereinigung mit Italien, und 1507 dagegen gestimmt. In Rom selber sprachen sich 40,785 Stimmen gegen 46 für den Abfall von ihrem bisherigen Landesherrn aus. Wollten Eidgenossen, freie Schweizer gegen diese Tatsache Reklamation erheben, so würden sie vergessen, daß nicht nur die Gründung, sondern der ganze heutige Territorialbestand des Schweizerbundes seiner Zeit ein gleicher Abfall vom Hause Österreich und vielen andern Dynasten, ja endlich selbst ein Abfall vom Kaiser und heiligen Römischen Reiche war. — Einspruch ist Schweizern nicht erlaubt, wenn ein ander Volk auf sein Rütli politischer Selbstbestimmung geht!

Und welch erhabene Aufgabe war in den Stürmen und drangsalvollen Tagen dieser großen Ereignisse unserem Vaterlande, der armen kleinen Republik in der Felsenburg Europas, der gefriedeten Neutralität des Schweizervolkes beschieden?

Dem Unglücke des Krieges, hüben und drüben, bot unser Boden ein schützendes Asyl dar, und die Herzen alles Volkes, der Greis bis zum Schulkinde, brachten ihm Opfer der Teilnahme, der Humanität, der Bruderliebe und Gastfreundschaft entgegen. Der Republik der Eidgenossen war beiderseits jedes Unglück heilig.

Der Vertreter der Eidgenossenschaft bei dem französischen Volke blieb in den Schrecken und der Not der belagerten Hauptstadt Frankreichs auf seinem diplomatischen Posten, und erhob das Wappen unserer Republik zum Schild und Hort für jedermann, der Rat, Schutz und Hilfe suchte.

Unsere Grenzarmee stand auf den ersten Ruf der Bundesbehörde nach wenigen Tagen, willig und bereit, zum Schutze des Landes und zur Wahrung unserer völkerrechtlichen Pflicht an den Marken, und bestand auf Märschen und Posten im wilden Jura zur harten Winterszeit die Soldatenprobe mit Ehren.

Unsere Bataillone waren Zeugen einer in der Geschichte des Vaterlandes noch nicht verzeichneten Katastrophe. An den Marken von Verrières erbat sich von ihr eine geschlagene Armee, über 80,000 Mann mit Roß und Wagen allzumal, gegen Entwaffnung, Zuflucht und Rettung auf dem Boden unserer Neutralität. Die Eidgenossenschaft bewies, daß ihr keine Forderung der Völkerpflicht zu hoch ist; und die Geschichte wird davon Ehrenmeldung tun, daß der jüngste ihrer Söhne, Stadt und Land Neuenburg, in jenen Tagen Wunder sozialer Moral geübt hat. Die Internierung und Verpflegung der Besiegten, im strengen Winter doppelt schwierig, gab dem Bund, den Kantonen und selbst jedem Schweizerherzen Anlaß zu ungezählten Werken der gleichen Moral. Der Bund, die Kantone, die Armee, die Bürger — sie alle hatten schwere Pflichten zu erfüllen und große Opfer zu bringen. Die Pflichten wurden getan; die Opfer wurden gebracht; auch die Nachwehen von Krankheiten, und sogar schwere Unglücksfälle, wie einer den Kanton Waadt betroffen, wurden verschmerzt; ja zuletzt hat auch die bemühende Störung, welche die Tonhalle an der Limmat in den Abschluß der Katastrophe brachte, bei der Justiz des Bundes ihre Sühne und durch das Organ der Bundesanwaltschaft die richtige, nicht minder versöhnende Würdigung gefunden.

Seither ist uns der Genius des Friedens wieder ein freundlicher geworden.

Über den Gotthard herüber hat uns Italien zum Riesenwerke, das eine neue Zukunft in sich trägt, die starke Nachbarhand gereicht; und gleichzeitig hat am Bodensee ein neuer Schienenweg uns enger mit dem deutschen Nachbarn verbunden.

Die Pfleger unserer Nationalwaffe und ihrer bedeutungsvollen olympischen Feste, die Vereine des vaterländischen Schützenbundes, haben in den jüngsten Tagen ihre häuslichen Mißverständnisse ausgeglichen und sich zur Lösung ihrer großen nationalen Aufgabe wieder die treue Bruderhand gereicht.

Und derselbe Schutzgenius ist es, der in den abermaligen Verheerungen unseres schönen Rheintales der östlichen Grenze eine neue Mahnung sendet, mit gemeinsamer Hand und von bundeswegen auch die wilden Ströme unserer Hochgebirge in die Schranken der Ordnung zu bringen und selbst der Wohlfahrt des Landes dienstbar zu machen.

Aber es ist auch derselbe Finger wohlwollender Mahnung und Warnung, welcher unsere Aufmerksamkeit auf gewisse Erscheinungen unserer Verwaltung lenkt, um auch hier die Segnungen des Bundes gegen verderbliche Strömungen der Zeit zu schützen und sicher zu stellen.

So ist, hochgeachtete Herren Kollegen, Dank der gütigen Vorsehung wieder eine kurze Spanne Zeit mit großen, lehrreichen Ereignissen an uns vorüber geeilt. Wir sind glücklich aus ihren Gefahren hervorgegangen.

Allein das Glück ist nur gut, so lange ihm die Weisheit zur Seite geht, und jedes Glück ist ein Unglück, wenn es zur Verblendung führt.

Die Selbstüberhebung ist eine schlechte, eine gefährliche Lehrmeisterin, wie für den einzelnen Menschen, so für ganze Nationen.

Im großen Wettkampfe der Geister auf der Bahn ewigen Fortschrittes, wehe dem Volke, das heute nichts von andern Völkern lernt! Und wehe den Führern der Völker und Staaten, welche die Leitsterne ihrer Führung bei den Irrlichtern der Tiefe, und nicht in der Höhe der Zeit, am ewigen Horizont der Wahrheit, des Rechts und der Freiheit suchen!

Auf das System des gegenseitigen Unterrichtes ist das heutige Leben, ist die freie, gesicherte Existenz des Individuums und der Nationen basiert und angewiesen.

Das sind die Lehren und Warnungen, welche die Ereignisse der Zeit uns vor die Augen halten.

Sie gelten auch uns, hochgeachtete Abgeordnete der schweizerischen Kantone, und uns allzumal!

Um uns richtiger und inniger zu verstehen, um immer einiger zu werden, müssen wir alle fort und fort voneinander lernen, und haben auch immer voneinander zu lernen: ein Kanton vom andern, eine Nationalität von der andern. Keiner unter uns ist so klein, keiner so fern an den Grenzen gelegen, von dem die andern nichts zu lernen hätten. Und wenn man zusammenkommen will, so muß man einander entgegengehen oder — dann sich zusammenstoßen lassen. Denn einander fremd bleiben, das können, das dürfen Bundesgenossen nicht.

Unter den diesjährigen Traktanden der Bundesversammlung wird es vorab und in erster Linie die Revision der Bundesverfassung sein, welche uns allen diese Lehren der Geschichte und der gegebenen Verhältnisse zur Beherzigung nahe legen wird.

Die übrigen Traktanden der gegenwärtigen Session gehen, mit Ausnahme von einigen wenigen, nicht über den Rahmen der gewöhnlichen Geschäfte hinaus. Dagegen werden die Abänderung des Bundesgesetzes über den Bau und Betrieb der Eisenbahnen, wenn jetzt schon darauf eingetreten wird, sodann verschiedene Fragen über die Vervollkommnung unseres Wehrwesens, die Abänderung der Posttaxen u. a. Ihre Tätigkeit in höherem Maße in Anspruch nehmen.

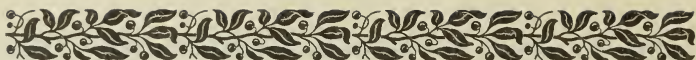
Sei es aber, meine Herren Kollegen, Großes oder Kleines, in allem möge der Geist gegenseitigen Wohlwollens und bundesbrüderlicher Treue, bei aller Verschiedenheit der Ansichten, unsere Verhandlungen tragen und leiten!

Möge in jeder ernstern Frage jeder von uns beurkunden, daß er der Vertreter eines Bundesgliedes sei, das in der Kraft und Eintracht der Gesamtheit die Stärke, Sicherheit und Wohlfahrt des Einzelnen sucht!

Einer für Alle, alle für Einen! Gott erhalte das Vaterland!

Ich erkläre die dermalige ordentliche Sommersession des schweizerischen Ständerates für eröffnet.





Eröffnungsrede
an die schweiz. Lehrerversammlung in Aarau
am 20. August 1872.

Hochverehrte Lehrer der vaterländischen Jugend! Liebwerte Freunde!

Pfleger und Verwalter der höchsten Heiligtümer der Nation, seid im Namen des Vaterlandes herzlich gegrüßt!

Der Schweizerische Lehrerverein hat bei seiner letzten Versammlung 1869 in Basel Aarau zum Festorte seiner dermaligen Versammlung bestimmt.

Die Wahl hat uns in Verlegenheit gesetzt. Lieber hätten wir den festlichen Ehrenkranz auf einem andern Haupte gesehen.

Wohl schlugen schon vor hundert Jahren, als das erste Morgenrot einer neuen Zeit auch am Gesichtskreise unseres Vaterlandes erwachte, an den unvergeßlichen Tagen von Schinznach, die Herzen von Ratschreiber Isaak Iselin und Vater Joh. Rud. Meier in einer Liebe und Begeisterung für die höhere Wohlfahrt von Land und Volk zusammen. Aber die Wiegen der beiden edeln Freunde und Nachbarn standen auf verschiedenem Boden; und wie damals schon, nimmt Aarau auch heute noch eine sehr bescheidene Stelle neben der berühmten Nachbarin von Basel ein.

Liebe Gäste! Wir können Euch die Schätze und Denkmäler der Künste und Wissenschaften und alle die gastlichen Genüsse und Anstalten der Geselligkeit unsrer alten, reichen, gastfreundlichen Universitäts- und Handelsstadt am Rheine nicht bieten.

Wir getrösten uns aber Euerer topographischen Landeskunde, wonach Ihr wißt, daß auch in der lieben Schweiz die Häuser nicht alle gleich groß und stattlich sind, und daß gerade diese Verschiedenheit sogar eine ihrer malerischen Schönheiten ist.

Ihr seid dermalen bei einem Hause eingekehrt, dessen Giebel zu dem Wanderer spricht:

„Diß Hüttli stoht in Gottes Hand;
„Zum „Schwyzerhus" ist es genannt."

Liebe Freunde! Nehmt vorlieb! Mit Freuden und von Herzen geben wir es Euch, so viel und so gut wirs haben. Im Namen des Festortes, im Namen der aargauischen Lehrerschaft, im Namen des Kantons, dem von seiner Wiege an die Schule ein Kleinod war, heiße ich Euch bei uns, im kleinen, aber allzeit den Eidgenossen offenen, treuen und heimeligen „Schwyzerhus" freundeidgenössisch willkommen!

Wir hätten Euch gerne ein Jahr früher bei uns gesehen; allein das schwere Hochgewitter in den Nachbarlanden, das schließlich auch uns eine unerhörte Überschwemmung über die westlichen Marken hereintrieb, hat damals auch bei uns die Hausordnung friedlicher Zeiten gestört und uns etwas gastunfähig gemacht. Es war uns deshalb erwünscht, daß das Zentralkomitee uns mit der Rücksicht entgegen kam, Euch erst heuer bei uns empfangen zu dürfen.

Jetzt aber danken wir Euch, daß Ihr auf Euerer schönen vaterländischen Mission, wie eine solche schon vor sechzig Jahren Vater Pestalozzi mit Lehrern und Freunden der Schule von unserem Kantone aus begonnen hatte, auch zu uns gekommen seid. Die anfängliche Sorge über Euern Empfang hat sich nach und nach in häusliche Festfreude verwandelt. Denn wir erkannten wohl, Euere Gegenwart werde uns nicht nur ein Sporn zu neuem Vorwärtsstreben und ein Anlaß reicher Belehrungen über dieses Streben werden, sondern wir rechnen sie uns bei der hohen vaterländischen Sendung, die sie hat, auch zur ganz besonderen Ehre an.

Ich muß Euch sagen, warum? — Als nach der heiligen Sage der Hellenen der heilbringende Sohn des erhabenen Zeus, Gott Phöbus Apollo, auf der Insel Delos, die ihm zur Geburtsstätte Poseidon mit seinem Dreizack aus dem Meer emporgehoben hatte, das Licht der Welt erblickte, lachte die Erde und die Wellen des Meeres freueten sich. Alle Göttinnen jauchzten und bekleideten den ewigjungen Gott mit glänzendem Gewande, das sie mit goldenen Bändern schmückten und säumten. Themis aber, die ernste Göttin der Wahrheit, der Regel, des Rechts und der gesetzlichen Ordnung unter Göttern und Menschen, reichte dem Neugebornen Nektar und Ambrosia und übergab ihm den heiligen Dreifuß zu Delphi, den Sterblichen daselbst zu weissagen und kundzugeben den Willen der Götter. Dann zum Jünglinge herangewachsen, erhob er sich in den Olymp und thronte daselbst im Kranze der neun Musen als Gott des Gesanges, des Saitenspiels und der Dichtkunst mit dem ewigen Lorbeer, und zugleich als Gott des Lichts, der heilkundigen Weisheit, der höhern menschlichen Bildung und der göttlichen Weissagung. Am heiligen Berge Parnassus erlegte er mit Pfeil und Bogen den finstern Drachen Python und baute sich daselbst einen reichbegnadigten Tempel. Seinem Geschoß erlagen auch die himmelstürmenden Giganten und die wilden Cyklopen im Gebirge. Er war der Freund und Beschützer der Unschuld und der Verfolger des rohen Übermutes und der Gottlosen. Er war der Vater des Heilgottes Asklepios und der Beschirmer der Jugend in den Gymnasien und in den Gefahren des Krieges. Sein fernhintreffender Pfeil wehrte den Tod von seinen Schützlingen ab, und brachte zugleich die Pest in die Welt zum Verderben der Feinde. Ihm waren der Lorbeerbaum, die Palme, der Schwan und der Wolf geheiligt.

Meine Freunde! Ihr fragt mich: Was soll hier der hellenische Phöbus Apollo? Längst ruht der Gott als Antiquität in der golden Vergangenheit der olympischen Zeit.

Nein! Phöbus Apollo, der herrliche, der ewigjunge Gott des Lichts ist nicht aus der Welt verschwunden. Die schöne Allegorie, das Bild der Mythe, ist in der Kulturgeschichte der Menschheit zur Realität, zur Tat geworden. Im Entwicklungsgange der Völker hat die Vorsehung die ideale Mission des unsterblichen Olympiers dem Lehramte des Lichtes, der Schule der Humanität und der Civilisation, übertragen. Der Beruf des Lehramtes für Licht, Humanität und Civilisation steht heute in tausend und tausend hohen und niedern Tempeln im ewiggrünen Lorbeer von Wundertaten des Geistes und göttlicher Verdienste um die Menschheit vor uns da.

Oder ist das Lehramt für Licht, Humanität und Civilisation nicht ein Sohn der Gottheit, nicht ein Beruf, mit ewiger Jugend entsprungen göttlicher Liebe und Begeisterung für alles Wahre, Gute und Schöne? — Freuen sich nicht Länder und Meere aller Zonen, soweit seine Segnungen reichen, über seine Erscheinung in allen Alterskreisen der Jugend? — Bringen ihm nicht alle Guten und die Weisesten der civilisierten Völker ihre Achtung und Huldigung dar, und sind bemüht, unter dem Eindrucke verdienter Würdigung sein Gewand mit immer breitern Streifen des glänzenden Goldes zu säumen? — Wird ihm von der Wahrheit, Gerechtigkeit und gesetzlichen Ordnung nicht immer größere Anerkennung zuteil, und werden nicht bereits von Land zu Land die höchsten und schwierigsten Fragen der Wissenschaft und Technik an den Dreifuß seiner höheren Lehrstühle zur Beantwortung gebracht? — Steht das Lehramt nicht fortwährend im Kreise der göttlichen Musen, und ruft es nicht zur Freude und zum Segen von Hohen und Niedern unter den Völkern wundervolle Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft mit den erfreulichsten Erscheinungen steigender Bildung und Gesittung ins Leben? — Und führt das Lehramt des Lichts und der Civilisation nicht auch Pfeil und Bogen gegen den Übermut der heutigen Giganten und die rohe Gewalt der heutigen Cyklopen? — Ist sein göttliches Wehrzeug nicht

annoch gegen die finstern, Unheil und Verderben drohenden Drachen gerichtet, welche auch heute noch allerorten den Parnaß der höchsten Heiligtümer der einzelnen Menschen und ganzer Nationen belagern? — Ist das Lehramt des Lichts, der Humanität und der Civilisation nicht vorab der treueste Freund und Beschützer der Unschuld und der Unterdrückten, der Jugend in den Lehranstalten und der Wehrkraft in den Gefahren des Krieges, und zugleich ein Heilkundiger und Heilbringer für alle Leiden und Gepresten der Völker? — Muß endlich das Lehramt des Lichts, der Humanität und der Civilisation, im Dienste der Vorsehung, nicht auch ein Schrecken der Gottlosen sein, und bisweilen schwere Prüfungen und selbst Verderben über entartete Völker bringen, um mit seinen Geschossen die Länder zu reinigen und neues gesundes Leben in ihren gereinigten Dunstkreisen zu wecken? — Der Lorbeerbaum, die Palme, der weissagende Schwan, und Grimmbart gegen die Gottlosen dürfen auch die Symbole des Lehramtes sein!

Und nun heran, meine Freunde! Nicht nur habt Ihr die Allegorie der Mythe im Licht ihrer civilisatorischen Bedeutung verklärt vor Euren Augen; es ist im Bilde der Mythe dem Lehramte auch die hohe und allseitige Stellung seiner Mission zum Leben in seiner Zeit gezeichnet und angewiesen.

Es ist daher keine Redensart, wenn wir uns der Ehre freuen, die uns damit geworden, daß dermalen die Männer, welche die Träger jener providentiellen Mission sind und mit ihr eine so ideale und praktisch zugleich so wichtige Stellung im Vaterlande haben, bei uns über die folgereichsten Fragen ihres Berufes tagen.

„Gut Heil" zu diesen Beratungen!

Wenn man aber in wichtigen Dingen über die Lösung der an uns herangetretenen Aufgaben mit Erfolg ratschlagen will, so muß man notwendig vor allem Zweierlei wissen: einerseits wo und wie man steht; und anderseits wo und wie die Aufgabe liegt.

Wo nun, meine Freunde, stehen wir heute, und wie zur Frage unserer Mission in der Gegenwart? —

Seit der letzten Versammlung des Schweizerischen Lehrervereins sind große Dinge um uns herum, und höchst wichtige auch bei uns selbst geschehen. Es hat auf dem Gebiete der Civilisation unerhört gestürmt. Nie erlebte Orkane haben da und dort gegen den Fortschritt des Lebens bis auf die Wurzel gewütet. Nicht den Staub der Straßen und Wüsten, Millionen Geister und Waffen haben sie in wilden Brandungen an und durcheinander geworfen. Nach solchen Stürmen muß der Seefahrer auf hoher See sich wieder orientieren; er muß mit ruhigem Blick am Himmel den ewigen Polarstern wieder suchen; er muß an ihm den Kompaß seiner Fahrt wieder finden. Tun wir, was der Seefahrer nach dem Sturme tut!

Und ich gestehe, angesichts der Dinge, die seit den schönen Tagen des Vereins zu Basel in der Welt vorgegangen sind, wie gerne folgte ich beim heutigen Anlasse recht einläßlich und nach allen Richtungen der Windrose dem Beispiele des Piloten! Wie nahe wäre es da Euerem Präsidenten gelegt, heute auf dem Gebiete der Weltpolitik, ein wenig weltgeschichtliche Völkerpädagogik zu treiben! Allein ich darf die Zeit, welche uns bei der gegenwärtigen Versammlung für näherliegende Angelegenheiten zugemessen ist, nicht für kosmopolitische Betrachtungen in Anspruch nehmen. Zudem ist die Moral der Zeitereignisse von höherer Hand mit solcher Fraktur in die Marmortafeln der Geschichte eingegraben worden, daß ihr Verständnis nur der Andeutung, nicht der Motive und Erörterungen bedarf.

Allvorderst, meine Freunde, sei erwähnt, daß die Welt seit unserm Abschied in Basel durch eine von den Jesuiten veranstaltete und beherrschte Kirchenversammlung mit einem unfehlbaren Papste beschenkt worden ist! Die gelehrtesten Väter des Konzils waren Gegner der göttlichen Unfehlbarkeit eines Menschen im Lehramt des Glaubens, der Moral und des Lebens für die ganze Welt. Sie haben dieselbe in öffentlicher

Versammlung einen Widerspruch mit der hl. Schrift, der Tradition und der Geschichte, eine Kriegserklärung an die menschliche Vernunft, ein Unheil und Verderben der Kirche, eine Absurdität vor der denkenden Welt genannt. Und ein Vorkämpfer des gutgläubigen Katholizismus in Deutschland glaubte in der päpstlichen Unfehlbarkeit selbst den Nagel in den Sarg des Jesuitenordens zu erblicken; worüber sich die Welt, wenn sie die Hammerschläge auf dem Nagel hörte, wahrscheinlich zu trösten wüßte.

Dieser unfehlbare Papst vom 18. Juli 1870 würde mit seinem vielberufenen Syllabus, worin er nicht undeutlich die Mit- oder eigentlich die Oberherrschaft im Schulwesen der Völker für sich oder die Kirche in Anspruch nimmt, dabei aber es für einen verdammungswürdigen Irrtum erklärt, wenn man verlangt, daß der Papst sich mit dem Fortschritt, dem Liberalismus und mit der modernen Bildung aussöhnen und verständigen könne und solle — ich sage, dieser Papst würde viele inhaltreiche Texte und Merkzeichen zu pädagogischen Betrachtungen für die Gegenwart bieten. Und ebenso lehrreich müßte eine pädagogische Besprechung der neuen Nachtmahlbulle von 1869 werden, welche derselbe unfehlbare Papst, in „Würdigung der heutigen Verhältnisse", „mit apostolischer Milde" in der Weise ermäßigte, daß er sie mit neununddreißig, besonders gegen die religiöse Toleranz, die Preßfreiheit, die Mittel der Volksbildung, die Rechte des Staates und der Vernunft gerichteten Exkommunikationen vermehrte; wo dann zu all den hierarchischen Wandgemälden die Kartenhäuser der jesuitischen Weltoberherrlichkeit passende Arabesken geliefert hätten. — Allein das neue preußische Schulaufsichtsgesetz und die höheren Katechisationen der dortigen Regierung mit ihren Bischöfen über deren mittelalterliche Feuerwerkerei in Bannstrahlen dürften dem guten Unfehlbaren im Vatikan den pädagogischen Standpunkt seines Syllabus in heutiger Zeit schon hinlänglich klar gemacht, und anderseits dürfte der deutsche Reichstag bereits auch die Jesuiten

über die Solidität ihrer weltherrlichen Kartenhäuser geziemend belehrt haben.

Eines aber, meine Freunde, dürfen wir uns auch für unsere Aufgabe daraus merken: Halten wir mit den gefeiten Waffen des Lehramtes am Parnaß des Lichts, der Humanität und der Zivilisation stetsfort treue Tempelwache, mit Mut, Ausdauer, Tugend und Weisheit! Abermals schicken sich finstere Mächte zur Belagerung des heiligen Berges an.

Dann ein ander Bild! Nicht minder hätte der riesenhafte deutsch-französische Krieg, dessen Erklärung die Welt mit Schrecken gerade am Geburtstage der päpstlichen Unfehlbarkeit vernahm, Anlaß zu sehr ernsten pädagogischen Betrachtungen auch für uns gegeben. Wie haben da die Feldherren, Offiziere und Soldaten der beiden Armeen so viele lehrreiche Feldexamen über ihren Schulsack gegeneinander abgelegt! — Wie hat da das einst mit Erstaunen vernommene Wort des großen englischen Ministers: „Ein Namenbüchlein wiegt in der Welt mehr als ein Bataillon Bajonnette" — seine lebendigste Illustration gefunden! — Und wie schwer hinwieder hat der Genius des Jahrhunderts dem zweiten Kaiserreiche sein Staatsbüdget mit den 15 Millionen für den Unterricht und den 600 Millionen für den Krieg vergolten, und zugleich wie weltgerichtlich den Hohn des kaiserlichen Obersten gestraft, der in den Tagen des Staatsstreiches öffentlich den Frevel sprach: „Der letzte Tambour ist ein wichtigeres Glied der menschlichen Gesellschaft als irgend ein gefeierter Held des Geistes!"

Auch hier würde der Zug der Gedanken mich weit über die Linie des mir an dieser Stelle Erlaubten tragen.

Immerhin aber mag der Beobachter sich mit prophetischen Betrachtungen darüber beschäftigen, daß das siegreiche Deutschland sofort nach dem Kriege darauf denkt, seine gute Volksschule noch besser zu machen, das geschlagene Frankreich zwar auch sofort an eine neue Schulorganisation geht, dabei sich aber nicht von seinen „Unwissenden Brüdern", nicht von seinen be-

schränkten Nonnenschulen, nicht von der Ordonnanz der Jesuitendressur in Pensionaten, Seminarien und Kollegien emanzipieren, und zum System eines allgemeinen, strammen Schulzwanges und des durchgeführten Laienunterrichtes für die Primarschule in der Hand eines tüchtig und zeitgemäß gebildeten Lehrstandes übergehen kann, während hinwieder das junge Königreich Italien sofort in der Schöpfung einer allgemeinen, obligatorischen, von dem Klerus emanzipierten, und nach deutschen Grundsätzen angelegten Volksschule eine Grundsäule und Grundbedingung seines Bestandes und einer guten Zukunft erblickte.

Es bedarf, meine Freunde, kaum eines Wortes, um zu sagen, wo bei den Nachbarn wir in der Frage der Nationalpädagogik Stellung und Beispiel zu nehmen haben. An der „Spitze der Zivilisation" sind — die Jesuiten und ihre Affilierten in den Schulen mit den Zuaven und den Turkos im Felde — vor unsern Augen eine blutige Ironie des neunzehnten Jahrhunderts geworden. Heil dagegen den Völkern, welche in den Tagen der Prüfung erkannten, daß der Herr bei ihnen war, und welche die Lehren verstanden haben, die er bei seiner Heimsuchung ihnen in die Seele sprach!

Und was für ernste Betrachtungen, meine Freunde ließen sich erst über dasjenige anstellen, was seit den Tagen von Basel in unserm eigenen Vaterlande auf dem Gebiete der Pädagogik höhern Stils gegangen ist? Was hätte da euer Präsident über das mit der diesmaligen Bundesrevision am 12. Mai verworfene „Eidgenössische Minimum" alles zu melden und zu mängeln? Meine Freunde, es war eigentlich nicht viel an dem „Eidgenössischen Minimum". Und doch war es für uns unendlich viel. Es war ein Keim, aus dem ein Baum reicher nationaler Früchte geworden wäre, sobald der Keim Grund und Boden zum Wurzeln erhalten hätte.

Ebenso ist die Verwerfung des neuen zürcherischen Unterrichtsgesetzes aufrichtig zu beklagen. Die Arbeit hatte eine eidgenössische, gemeinvaterländische Bedeutung. Nicht daß

man an derselben alles probehaltig hätte finden können. Mehreres hätte wahrscheinlich in der Praxis die Probe nicht bestanden. Allein der Gesetzgeber hatte mit Mut und richtiger Einsicht in die Bedürfnisse von Land und Leuten manch trefflichen Ponton in die Strömung der Zeit gelegt, um der Schule eine längst vermißte breitere und weiter reichende Brücke ins praktische, haus- und staatsbürgerliche Leben zu bauen. Damit wäre aber zugleich vom Schulvororte der Eidgenossenschaft aus den übrigen Kantonen zum Sporn auch der Bügel gegeben worden, um auch ihrerseits wieder einen Ritt vorwärts zu wagen.

Sollen wir aber, meine Freunde, durch die beiden fehlgeschlagenen Versuche uns entmutigen lassen? Sollen wir dadurch die guten Ziele unserer Bestrebungen uns verrücken lassen, oder gar die zeitweiligen Kernpunkte unserer Aufgaben aus den Augen verlieren? — Nimmermehr! und abermals nimmermehr! Nicht nur dem Mutigen, auch dem Beharrlichen gehört der Sieg.

Welches sind angesichts der gegenwärtigen Lage nun unsere Aufgaben? Wo liegen zur Zeit die Ziele unseres Strebens?

Auch hier sind mir nur Fingerzeige gestattet. Und da sage ich vorab: Es sind für unsere große Sache zu wenig Streiter und Arbeiter im Feld. Dehnen wir daher vor allem die Reihe unserer Kampfgenossen über die Grenze des Lehrstandes aus! Wir müssen für unsere Sache viel mehr Bundesgenossen haben und sie in allen Schichten des Volkes suchen. Alle Guten der Mitwelt müssen in unsern Reihen stehen. Wo, wie und wofür es sei, die heutige Zeit ist keinem geschlossenen Zunftwesen günstig. Zudem ist die Schule, die Nationalbildung, ein geheiligtes Gemeingut aller, ihre Förderung eine Sorge, Arbeit und Angelegenheit von Vornehm und Gering. — Die Zentralkommission legt uns in diesem Sinne eine Abänderung der Statuten vor.

Und was weiter? Fahren wir fort, all unser Streben darauf zu richten, daß wir die Schule neben ihrem allgemeinen menschlichen Bildungszwecke, auch für das Leben in Haus, Staat und Beruf, für den Arbeiter und Arbeitgeber, für den Landbau und das Handwerk, für den Hausgebrauch und für die Fortsetzung höherer Bildung, allseitig fruchtbar machen! — Allerdings gehört die Schule vorab und zuerst dem innern Menschen, dem Ewigen und Göttlichen im Menschen, dem Eigenwesen des Menschen; dann aber gehört sie auch dem äußern Menschen, dem Leben, dem häuslichen, dem beruflichen dem staatsbürgerlichen Leben, der göttlichen Mission des Menschen in der Gesellschaft. Daß jedoch die Schule dieses erhabene Doppelziel voll und ganz erreiche, dazu hat sie die wichtigsten Faktoren nötig. Vor allem muß ihr die Familie eine längere Schulzeit für die reifere Jugend gewähren, und anderseits zur Erzielung dessen die Schule der Familie mit einer möglichst gelegenen Unterrichtszeit entgegenkommen — eine schwierige Aufgabe! Sind die Familie und die Schule miteinander hierüber im reinen, so muß der Gesetzgeber seinerseits der allgemeinen Volksschule einen höhern organischen Ausbau geben. Der Staat muß ferner für eine entsprechende Bildung der Lehrer, und die Pädagogik für ebenso entsprechende Lehrmittel und Methoden des höhern Unterrichts der Volksschule sorgen. Der Staat und die Gemeinden endlich müssen der höhern Bildung und erweiterten Arbeit des Lehramtes angemessene Besoldungen entgegenbringen, damit das Lehramt im idealen Dienste des Geistes nicht vom Elend der Nahrungssorgen gestört und gebrochen wird.

Dann aber die Aufgabe und die Ziele unserer Berufsbildung, meine Freunde? — Nicht gleich dem Ikarus, der im Hochflug nach der Sonne sich die wächsernen Flügel schmolz, aus den hohen Lüften sank und im Meer ertrank; nicht gleich dem Knaben Phaëton, der den Vater Helios um die Zügel der Sonnenrosse bat, dann aber das Gespann aus der Bahn

der Sphären riß und die Erde zu verderben drohte, daß ihn Zeus mit seinem Blitz erschlug; endlich auch nicht gleich den verwegenen Jägern, die, wenn sie, verachtend der Götter Verbot, den dunkeln Hain der Wundergeheimnisse des Jupiter Lycäus betraten, dafür den irdischen Schatten und mit ihm in Jahresfrist das Leben verloren: — nein, die Bahn unserer Berufsbildung, wenn auch, wie sie muß, immer von den Idealen des Fortschrittes getragen, halte sich stets im Gesichtskreise des Volkstums und eines veredelten Nationallebens, das wohl Fortschritte höherer Entwicklung, aber, wie die physische Natur, keine Sprünge kennt! Dann wird unser Beruf, dann werden auch wir selbst nicht nur eine immer mehr gesicherte, sondern auch eine immer geachtetere, würdigere und erfolgreichere Stellung in der Gemeinde und in der Mitte alles Volkes finden.

Endlich, meine Freunde, noch eine Aufgabe, noch ein großes Ziel! Halten wir unsere Stellung, unser Patronat für die heiligen Interessen der Schule und einer nationalen Volksbildung, bei der Wiederaufnahme der Bundesrevision als eine hohe Berufs- und Bürgerpflicht mit aller Aufmerksamkeit und weiser Mäßigung, aber unentwegt und mit aller Entschiedenheit im Auge! — Die gegenwärtige Bundesverfassung sieht die Gründung höherer Bildungsanstalten von bundeswegen vor. Der Bund hat einen Teil der übernommenen Aufgabe würdig erfüllt. Der Name des eidgenössischen Polytechnikums ist in allen Ländern der Erde ruhmvoll bekannt. Und die rastlosen Fortschritte der Zeit, unser Rang in der Reihe der zivilisierten Völker, die immer steigende, und endlich zwingende Notwendigkeit unserer nationalen Einigung, die Bedürfnisse der verschiedenen Nationalitäten unseres Landes, deren Befriedigung eine Pflicht der Gerechtigkeit, eine Forderung republikanischer Gleichberechtigung ist, werden bald noch andere, höhere Bildungsanstalten vom Bunde verlangen. Allein die Republik hat ihren Boden nicht einzig in den Höhen der Wissenschaften, der idealen Künste und der gewerblichen Technik. In diesen Höhen entfaltet sie

nur die Blüte und Würde ihres zivilisatorischen Berufes. Die Wurzeln ihres ausdauernden und zugleich fortschrittlichen Lebens hat die Republik in der allgemeinen Bildung ihres Volkes. Ohne Bildung und eigene Einsicht ist ihr Bürger der Sklave und das blinde Werkzeug seiner Führer und Verführer. Wenn der Bund allen die gleichen Rechte und die gleiche Freiheit gewährt, so muß jeder auch die entsprechende Bildung und Einsicht besitzen, dieselben zu wahren und zu genießen. Die Freiheit und Unabhängigkeit der Republik muß nicht nur in jeder Hütte des Landes eine Burg, sie muß auch im Verstand, im Sinn und Geist jedes Bürgers einen einsichtigen Hüter und Verteidiger haben. Der Bürger gut Gewissen im Bewußtsein des Rechtes, ein selbständiger Charakter, ein eigener Verstand sind die höchsten Garantien, mit denen die Republik ihre Freiheit sicher stellt. Volksbildung nach diesen Zielen ist eine allgemeine heilige Bundespflicht der Nation. Wenn ein Bundesglied in dieser Pflicht zurückbleibt, so ist nicht nur der politische Fortschritt des Ganzen gehemmt, es ist damit auch in die Burg der Freiheit des ganzen Landes eine Bresche gerissen. Gleiche Rechte und gleiche Pflichten fordern auch eine gewisse Gleichheit der Bildung der Bundesgenossen. Darum muß die allgemeine Volksschule für uns auch fortan ein Hauptaugenmerk bei den Revisionen unseres Bundes sein.

Liebwerte Freunde, Lehrer der vaterländischen Jugend, Pfleger und Verwalter der höchsten Heiligtümer der Nation!

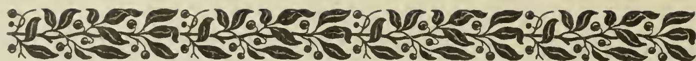
Ich schließe meinen Willkomm mit diesem Programm einiger Zielpunkte unserer nächsten derzeitigen Aufgaben.

Möge die gütige Vorsehung ihrer Erfüllung gnädig sein! Damit wir selbst aber durch Nacheiferung edler Vorbilder dabei unser Bestes tun, lege ich sie in das unvergeßliche Andenken der beiden Namen *Schmidlin* und *Kettiger* nieder, nieder in das dankbare Andenken an die beiden Männer, die von Jünglingsjahren auf, ein halbes Jahrhundert, mit den gleichen

Idealen mir zur Seite waren, und in Basel, von der gleichen Begeisterung für die Ideale ihrer Jugend getragen, noch an der Spitze unseres Vereins standen, jetzt aber als verewigte Genien uns, bei der Pietät der Freundschaft, an die Erstrebung einst gemeinsamer Ideale mahnen.

Ich erkläre die dermalige Generalversammlung des Schweizerischen Lehrervereins für eröffnet.





Rede bei der feierlichen Eröffnung des Seminariums in Lenzburg

am 21. April 1836.

Verehrungswürdige Versammlung!

Wenn die Sorge und Pflege seines unsterblichen Geistes eine der würdigsten und erhabensten Aufgaben des menschlichen Geschlechtes ist; wenn Bildungsanstalten die sicherste und heiligste Gewähr der schönern und bessern Zukunft, besonders eines freien Volkes sind; wenn selbst verhängnisvolle Staatsumwälzungen, abgesehen von andern segensreichen Folgen, die sie begleiten können, schon in den aus ihnen hervorgegangenen Erziehungswerken ihre vollste Entsühnung und die würdigste Weihe finden: so ist der heutige Tag für das aargauische Volk von schöner und hochwichtiger Bedeutung. Wir feiern die Wiedergeburt der höchsten unserer Volksbildungsanstalten, die Verjüngung derjenigen Anstalt, welche der Volksschule ihre Lehrer zu geben und durch diese den ersten Samen der öffentlichen Erziehung für alles Volk im Lande auszustreuen bestimmt ist. Wenn die oberste Landesbehörde dem aargauischen Volke bereits durch das neue Schulgesetz einen neuen Beweis gewissenhafter Vollziehung seiner Verfassung in ihren wichtigsten Grundsätzen gab, so erhält es am heutigen Tage von seiner neuen höchsten Vollziehungsbehörde die tatsächliche Versicherung, daß sie das schöne Werk seiner geistigen wie bürgerlichen Emanzipation mit dem gleichen Sinne, womit es bei der Entstehung unseres jugendlichen Freistaates begonnen wurde, aber mit rüstigern Kräften und durchgreifendern Mitteln fördern und im Blicke auf die

Zukunft das aargauische Volk gegen die Gefahren geistiger und bürgerlicher Knechtschaft in Kirche und Staat waffnen und sicherstellen wollte.

Es soll damit weder dem Gesetzgeber noch dem Vollzieher schön geredet sein. Sie haben getan, was das selbstherrliche Volk in seiner Verfassung heischte, die Bedürfnisse des Landes fordern, und die allgemeine Richtung der Zeit und des Weltgeistes gebietet. — Vervollkommnung des öffentlichen Unterrichts und der Jugendbildung ist ein verfassungsmäßiger Grundsatz unseres verjüngten Staatslebens; und wenn Geistesbildung bei den Volksführern, Gewerbsfleiß bei den Bürgern zu Stadt und Land, und vaterländische Gesinnung aller die ersten Grundfesten unseres Freistaates und seine bleibenden Anhaltspunkte in gefahrvollen Tagen waren, so daß wir ohne diese wissenschaftliche und industrielle Kultur unsere Stellung im Vaterlande nicht mehr behaupten könnten, so legt uns schon die Pflicht der Ehre und Selbsterhaltung ein rastloses Bildungsstreben auf. Mögen aber einst, wie denn zur ununterbrochenen Förderung der menschlichen Kultur die Vorsehung zu den wunderbarsten und nicht selten sich widersprechendsten Mitteln greift, mögen einst Einsiedeleien und Klöster, dann Ritterburgen und Bürgerstädte, Tyrannen und Mordnächte, Flammberge und Morgensterne, Söldnerdienste und Aristokratien sich seit der Völkerwanderung abgelöst haben, um unser Vaterland in einer fortlaufenden Entwicklung zu erhalten; heute bedarf der Weltgeist anderer Träger seines Lebens. Allseitige Bildung ist der Menschheit in dem Grade Bedürfnis geworden, daß sie sich bereits auf die letzte Stufe der Verewigung schwingen zu wollen scheint. Schulen ruft Deutschland und baut, auf daß es bei ihm schneller gehe, Eisenbahnen; Schulen tönt es aus Rußland, um Feilen zu schaffen, welche nach Jahrhunderten die Ketten brächen, die ihm seine Heere schmieden; Schulen ruft es aus Frankreich, während die Verschwörung auf eine neue Zukunft der Nation lauscht; Schulen ruft England und baut ein neues Unterhaus; Schulen ruft

Portugal, Schulen Spanien und wischt sich den Sklavenschweiß und Mönchsstaub aus den Augen; Schulen tönt es herüber vom Ohio- und Mississippistrom, wo die in Europa verfolgte Freiheit ein neues Vaterland findet; Schulen tönt selbst in seinem nur noch gespensterischen Schatten der Fürstenstuhl an der Tiber und zittert vor der Zukunft; Schulen rufen und Freiheit sinnen und minnen alle zum Bewußtsein erwachenden Völker des Erdbodens. Und wie hat der Genius unseres Vaterlandes auf der Felsenwarte Europas diesen Ruf des Weltgeistes vernommen? — Blicken wir von der Zinne der Genfer Akademie bis in die Schulstube Vater Wehrlis am Bodensee. Und fragen wir dann, ob eine Nation jenem Rufe der Zeit von sich aus willigeres und tatkräftigeres Gehör geboten habe. Kaum waren die Winterstürme von 1830 auf 1831 über einzelne Kantone ergangen, so wurde von allen Seiten ein neues, besseres Erziehungswesen gefordert. Die mächtigen Bollwerke der Aristokratie in Zürich und Bern waren kaum gestürzt, als sich aus ihren Staubwirbeln zwei vaterländische Hochschulen mit den ausgezeichnetsten Priestern der Wissenschaft erhoben. Der vaterländische Genius strebte im Erziehungswesen so gewaltig vor, daß selbst ein unglücklicher Bruderzwist bei allen, auch den traurigsten Wirren des gestörten Hausfriedens, die ehrwürdige Lehrhalle des Erasmus, Ökolompadius, Glareanus, Reuchlins und Buxdorfs in Basel nicht zu stürzen, sondern nur zu verjüngen vermochte. Ja es fiel, wie zur begeisterten Zeit der Helvetik, der große Gedanke einer nationalen Hochschule wie ein leuchtendes Meteor selbst in den Kreis der Tagsatzung, wo er aber, weil er zu bösen Boden fand, ohne zu entzünden mit einem Zischen erlosch. Die Erstlinge der neuen Gesetzgebung und Verwaltung waren fast überall Schulgesetze und Unterrichtsanstalten. Gymnasien und Industrieschulen, Sekundar- und Primarschulen und, als die dringlichsten vor allen, Bildungsanstalten für Volkslehrer, Seminarien, die im Vaterlande vor 1830 begreiflicherweise noch seltene Erscheinungen

waren, wurden und werden fortwährend unter dem Schutze der neuen Verfassungen gegründet. Und während seine Gegner, aufgeschreckt von seinem Strahlenlichte, sich hie und da in morschen Ringmauern und Kirchengiebeln sichern möchten, zieht der gewaltige Zeitgeist, der Sonne ähnlich, ungestört seine Bahn weiter. Schulen, Licht und Freiheit ist die Losung des neu erwachten, bessern eidgenössischen Volkes. Daß auch der Aargau den Ruf der Zeit verstanden habe, ist aber selbst der heutige Tag sprechender Zeuge. Freilich könnte dessen Wichtigkeit durch den Einwurf geschwächt oder in Abrede gestellt werden: als haben wir das Glück höherer und niederer Volksschulen, sowie den Besitz trefflicher Gymnasien, Industrieschulen und eines Seminariums schon früher genossen. Wie hinsichtlich anderer Güter des öffentlichen Lebens, so hat der Aargau allerdings auch im Erziehungswesen schon manches besessen, was die dankbarste Anerkennung verdient, und was seine Bundesbrüder erst noch zu erringen hatten. Und eben diese dankbar anerkannte Tatsache bringt mich auf den Gegenstand, den ich heute, an der Wiege unserer neuen obersten Volksschule, um die Wichtigkeit und Bedeutung ihrer Wiegenfeier durch die Werke der Vergangenheit ans Licht zu stellen, betrachten möchte. Ich erlaube mir nämlich, dem vaterländischen Genius, dem Schutzgeiste unseres heimatlichen Kantons, auf dunkeln und unbetretenen Pfaden unserer Kulturgeschichte gepflückt, einen Ehrnekranz zu winden, die Schicksale der aargauischen Volksschule nicht verdienter Vergessenheit zu entreißen und in Gutem und Bösem zu einem Spiegel für die Gegenwart und Zukunft zusammenzustellen. — — — — — — — — — — — — — —

Also liegt nun die Vergangenheit mit ihren Werken, wie wir uns bemühten, nach Einsicht und Gerechtigkeit gewürdigt und gerichtet vor uns da. Und es ist für den Lehrer des Volkes, für den Freund des Vaterlandes ein erhebender Anblick, jede Zeit mit einem eigentümlichen Ehrendenkmale, und um jedes derselben so viele edle, hochgesinnte Männer, mit einem auf dem

fortwährend befehdeten Kampfplatze der Volksbildung errungenen Verdienstorden geschmückt, im Tempel unserer vaterländischen Kultur zu erblicken. Segnen und ehren wir dafür die Vergangenheit, damit unsere eigene Zukunft desto segensreicher und ehrenvoller werde! Was soll nun aber, verehrungswürdige Versammlung, bei solchen Resultaten der Vergangenheit unsere soeben eröffnete, neu organisierte Anstalt eben dieser Zukunft sein, und mit welchen Segenssprüchen sollen wir sie heute ihrer heiligen Bestimmung weihen? — „Kein Geschlecht", spricht ein schweizerischer Staatsmann, „hat die Aufgabe seiner Zeit begriffen oder gelöst, wenn es nicht ein anderes zurückläßt, das besser als es ist." Und wenn in diesen schweren Worten Wahrheit ist, und also besseres als die Vorzeit zu schaffen stets die Aufgabe der Nachwelt wird, so frage ich: wo hat denn nun in diesem Geiste des ewigen Fortschritts unsere neue Anstalt die ihrige? Was adelt das Leben? Die Tugend. Was hebet die Schule? Die Weisheit. Was verbessert die Kirche? Der Christussinn. Was erhöhet den Staat? Die Treue guter, weiser und frommer Bürger. Hier liegt die Aufgabe, wie jeder christlichen, so auch unserer Anstalt. Sie gebe nämlich dem Volke sittliche, verständige, fromme und vaterländisch gesinnte Lehrer und dann hat sie diejenige Forderung des Gesetzes erfüllt, welche als oberster Grundsatz und gleichsam als Losung des vaterländischen Genius an seiner Stirne steht.

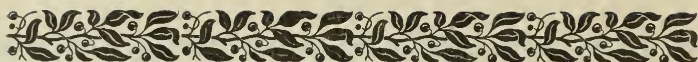
Mit dieser bedeutungsvollen Aufgabe empfehle ich im Namen der Schüler, im Namen meiner verehrtesten Amtsgenossen, im Namen des ganzen aargauischen Volkes die Anstalt vor allem aus, Hochgeachteter Herr Landammann, Hochgeachtete Herren Regierungsräte, Ihrem landesväterlichen Schutze, und mit vollstem Zutrauen, Hochgeachteter Herr Präsident der Seminarkommission, zunächst der weisen Leitung, Pflege und Unterstützung Ihrer, dann aber auch der Aufmerksamkeit und Teilnahme sämtlicher Erziehungsbehörden des Landes, sowie, Hochgeehrter Herr Stadtammann, Hochgeehrte Herren Stadträte, Ihrerseits

dem gastfreundlichen Wohlwollen, womit Ihre Gemeinde von jeher die Werke der Humanität und der Erziehung insbesondere zu ehren gewohnt war.

Ihr aber, liebe Schüler und Zöglinge, nehmet durch Euern heutigen Eintritt in die Anstalt die große Verpflichtung auf Euch, als die Erstlinge derselben die Lösung jener Aufgabe vor den Augen des ganzen Landes an Euch selbst zu zeigen und zu bewähren. O liebe Jünglinge, lernet in ihr Tugend, Weisheit, Christussinn und Bürgertreue so in Euch hinein, daß sie andere einst in Eurem ernsten Wirkungskreise schon durch den bloßen Umgang von Euch erben mögen. So werdet Ihr ein gutes Salz für unser Volksleben sein, welches wahrhaft und im evangelischen Sinne salzt; so nur werdet Ihr zu Priestern des Volkes geweiht, wie keine menschliche Zeremonie, sondern nur Gott zu weihen vermag. — Wenn jedoch der Segen nicht von oben kömmt, so gedeiht auf Erden das Bestgemeinte nicht. Möge daher die göttliche Vorsehung, welche die Schicksale unseres teuren Vaterlandes von Anfang an mit so unendlicher Barmherzigkeit ordnete und führte, uns in ihrer Weisheit und Vatergüte alles das geben, was das heilige Werk einer christlich-republikanischen Volkserziehung fördern mag: dem Vaterlande und den Gemütern Frieden, der Wissenschaft und den Geistern Kampf, den Behörden Hochsinn und Weisheit, in Kirche und Schule den Volkslehrern Einsicht und Begeisterung für Tugend, Licht, Wahrheit und Recht, dem Volke an Herz und Verstand Empfänglichkeit für alles Wahre, Schöne, Gute und Heilige, allen aber den Geist desjenigen, der der Menschheit ein Licht der Erleuchtung ward.

Ich erkläre im Vertrauen auf Gottes Vatersegen den ersten Kurs des neuorganisierten Seminariums für eröffnet.





Abschiedsworte
bei der Schlußprüfung des Kandidatenkurses am aarg. Lehrerseminarium in Lenzburg,
den 25. April 1838.

Verehrungswürdige Versammlung,
liebe Schüler und Freunde!

Angekommen endlich stehen wir auf der Höhe des Berges, dessen Kuppe wir uns seit zwei Jahren zum Zielpunkte unserer gemeinschaftlichen Reise machten, und ruhen in der Kühle des Feierabends aus von der Schwüle des Tages, und schauen nieder, hier rückwärts auf die blühenden Gefilde, wo wir uns Sträuße pflückten und damit die Bilder unserer Jugendträume bekränzten, da vorwärts ins weit geöffnete Tal des praktischen Lebens, welches lichte Silbernebel vor unserm Auge verschleiern, um unsere Sehnsucht und Neugierde zu reizen, während in ihnen vielleicht unfreundliche Geister Sturm und Gewitter brüten. — Doch lasset uns nicht unbescheiden sein und, während wir am glücklich vollbrachten Werk den Schweiß von der Stirne trocknen, nicht schon wieder an neuen Kummer denken! Lasset uns den Genuß der ersehnten Feierstunde nicht durch Zagheit und Kleinmut über die unbekannten Sorgen des kommenden Tages trüben, statt eingedenk zu sein, wer uns mit unsichtbarer Vaterhand die Last vergangener Jahre tragen half! Lasset uns vielmehr der frommen, vaterländischen Sitte unserer Bauleute folgen, welche von dem Giebel des aufgerichteten Hauses nicht mit zagen Herzen der Leiden gedenken, die einst an der neuen Schwelle einkehren

und um den neuen Herd sich lagernd der Bewohner stilles Glück stören werden, sondern vielmehr frohgemut den Blick zum Himmel erheben, dem großen Obmann des Weltenbaues ihre Dankgebete bringen, und in frommen Segenssprüchen Glück und Schutz auf den noch schwanken Bau und seine Bewohner hernieder flehen. Lasset uns mit ihnen zuerst für das Vergangene danken, und dann erst, so es nötig ist, unsere Sorge auf das Künftige lenken. Denn darf wohl da eine andere Sitte walten, wo Staat und Bürger miteinander vereint wieder eine Säulenhalle des großen Tempels aufgerichtet haben, an dessen Bau ununterbrochen seit Jahrhunderten schon die Väter standen, und dessen Tabernakel das Allerheiligste der Nation in sich aufnehmen und der Zukunft als heiliges Erbe der Vorwelt bewahren soll? Sollten wohl Behörden, Lehrer, Schüler und Eltern in der Stunde, wo es ihren vereinten Bemühungen gelungen ist, wiederum einen wesentlichen Teil der National-Erziehung gefördert, und für deren Weinberg eine neue Schar jugendlich frischer Arbeiter ausgerüstet zu haben, mit andern Gefühlen, als der Baumeister beim aufgerichteten Bau, den Gruß der Abendglocke vernehmen?

Nein, lasset mich, Verehrteste, dem lauten Rufe der Pflicht, lasset mich dem Drange meines bewegten Herzens folgen, und in dieser Weihestunde, wo der Lehrer von seinen Schülern, wo der besorgte Freund von seinen Geliebten auf ungewisse Schicksale hinscheiden soll, vor allem meine Gedanken himmelwärts richten, und im Namen des Vaterlandes und unser aller demjenigen danken, von dem allein alle Gnade und Güte, allein Licht und Trost, allein Segen und Gedeihen kommt! Lasset uns alle Dank sagen dem Geber jeder guten Gabe für den Mut und die Kraft, die Freude und die Begeisterung, die Liebe und Erleuchtung, womit er Behörden, Eltern, Lehrer und Schüler bei Erstrebung ihres Zieles erfüllte, auf daß sie in treuem Vereine das heilige Werk der Menschenerziehung wieder um eine Strecke förderten. Danken lasset dann insbesondere

mich dem Vater des Lebens und der Gnade, daß er mir diejenigen, so mir von Eltern und Vaterland anvertraut wurden, in der Obhut seines heiligen Geistes bewahrte, und ich in der Stunde des Abschiedes von ihnen dankgerührt sagen kann: „Herr, da hast du sie alle wieder, die du mir gegeben hast; überzähle sie, und siehe, mit meinem Wissen ist mir keiner auf der Bahn der Tugend verloren gegangen, auch nicht einer.

Als unser göttliches Vorbild im Erziehungsberufe, Jesus Christus, im letzten Jahre seines irdischen Lehramtes stand, und trotz seiner Bemühungen und der Macht seiner Lehre bei den Hohen und Gelehrten kein Gehör fand; als er sah, daß seine göttliche Sendung an seinen ältern Zeitgenossen erfolglos sei; als er bald am Schlusse seines dreijährigen Lehramtes noch erkannte, daß seine Jünger selbst sein Reich noch nicht verstehen; da wandte er sich hoffnungsvoll der Jugend seines Volkes zu und hieß die Kinder zu sich kommen. Und die frommen Mütter brachten ihm ihre Kleinen herbei, daß er sie herzte und ihnen die Hände auflegte und über sie betete und sie segnete und ihnen das von den Alten nicht verstandene Himmelreich verhieß. Den Jüngern aber, seinen Nachfolgern im großen Erziehungsamte, empfahl er ihr Heil und stellte ihnen eines derselben mit der bedeutungsvollen Warnung vor: „Sehet zu, daß ihr keines dieser Kleinen verachtet! Denn ich sage euch, ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters, der im Himmel ist.“ Der heilige Kinderfreund ist dahin geschieden, und seine Jünger sind nicht mehr da. Aber in ihre Fußstapfen sind andere getreten, und werdet nun auch ihr treten, auf daß „der Wille des himmlischen Vaters erfüllet werde, und keines der Kleinen verloren gehe.“ Und schon sehe ich von allen Seiten Mütter nahen, und euch die Wonne ihres Herzens, den Stolz ihres Daseins, das Glück ihrer Zukunft, die teuren Schützlinge heiliger Mutterliebe vertrauensvoll in die Arme führen. Und ich sehe die holden Kleinen, wie sie schüchtern zu euch über die Schwelle treten,

dann traulich euch umkreisen, und, mit dem Paradiese in den erstaunten Augen, gespannt auf all die Wunder harren, die sie zu erfahren hoffen, und auf den Segen warten, den ihr ihnen kraft eueres Amtes schuldig seid. Und wenn ich so die lieben Kinder um euch erblicke, reich und arm, groß und klein, gesund und krank, begabt und beschränkt, glücklich und unglücklich, verweichlicht und vernachlässigt, verfeinert und verwildert, wohlverpflegt und verhungert, wohlgezogen und ungezogen, elternlieb und elternlos; o dann, dann habe ich im Munde unseres Heilandes das Wahrzeichen gefunden, das ich euch zum bleibenden Andenken mit ins Lehramt hinübergebe „Sehet zu, daß ihr keines dieser Kleinen verachtet!" Ja, das sei die Losung, die ich euch heute nachrufe, das die Schutzwehr und der geweihte Schild, den ich euch zum ritterlichen Kampfe für das Heil unteres Volkes reiche.

Ich will dabei der zahllosen Sünden nicht gedenken, die von Haus und Schule, Kirche und Staat an der Jugend begangen werden, und all die Frevel nicht erzählen, welche gewissenlose Väter und Mütter, Lehrer und Erzieher an dem leiblichen und geistigen Wohl der Kinder verüben. Ich will mit euch nur davon reden, was es für den Lehrer heiße, die Kleinen nicht verachten, und wie er in Beobachtung jenes göttlichen Erziehungsgebotes die höchsten Pflichten seines Berufes erfülle.

Ja, sehet zu, daß ihr keines dieser Kleinen verachtet! Darum nehmet vor allem euere amtliche Stellung zu den Kindern, den Eltern und den Behörden wahr; und was eueres Amtes nicht ist, da lasset euern Vorwitz. Die Schule sei euere Hauptsache, und die Erziehung euer Hauptgeschäft. Pfleget beide mit Neigung und Liebe; denn die Liebe macht das Leben leicht und schön. Seid treu in der Erfüllung übernommener und beschworener Pflichten, und streng in den Forderungen an euch selbst. Denn Nachsicht mit sich selbst macht nachlässig, und Nachlässigkeit macht gewissenlos und der Ge-

wissenlose hat nur einen kleinen Schritt ins Verderben. Machet euch die Ordnung in allen Dingen zur Gewohnheit; denn Ordnung ist ein halbes Werk. Haltet die Zeit heilig; sie ist der Jugend goldenes Gut. Wer sie daran bestiehlt, frevelt an ihrem ganzen Leben. Es heißt in der Schrift: Ehre das Alter! Ich aber sage: Achtet auch die Jugend, auf daß sie im Alter die Ehre verdiene. Behandelt sie ernst, aber liebevoll, jugendlich, aber vorsichtig; denn wer mit rauher Hand den zarten Staub aus der Blüte wischt, der hat damit die Frucht verderbt, und bei der Jugend noch mehr. Behandelt sie gut, wenn sie gut werden soll. Ehret und pfleget und ziehet in jedem Kinde einen Boten Gottes, der einst die ihm gegebenen Aufträge der Vorsehung hienieden auszurichten hat, wo und welche und wozu weiß nur der, so ihm die Sendung gab. Jedes Kind ist ein geheimnisvoller Träger ewiger Ratschlüsse des Himmels. Verletzet die Heiligkeit seiner Gesandtschaftsrechte nicht. Meine Lieben, machet euch ihnen nicht zum Gegenstande des Schreckens, sondern der Liebe und Ehrfurcht, und die Schule nicht zu gefürchteten Folterkammer, sondern zum lehrreichen Lustgarten der Seele und des Leibes. Seid nicht Zuchtmeister, sondern Erzieher, nicht Taglöhner, sondern Eltern, die ihre Sorgfalt und Liebe nicht nach Stunden, nicht nach Köpfen, nicht nach Gulden messen. Haltet alle lieb und wert und vergesset die Wahrheit nicht: „Die Kinder sind die Himmelsleiter zum Herzen der Eltern." Die Eltern achtet und ehret als Mitarbeiter im Berufe, und wenn sie es auch nicht zu sein scheinen. Denn manches scheint nicht, und ist doch; und wenn sie's wirklich nicht sind, so machen wir sie durch Mißtrauen, Scheelsucht, Zurückstoßung, scharfe Urteile, Feindschaft und Verachtung auch nicht dazu. Nehmet Rücksicht auf ihre Bildung, ihr Wesen und ihre Verhältnisse. Das Geschick hat nicht jedem seine Hütte auf der Taborhöhe der Verklärung beschieden, daß er mit erleuchtetem Blicke in Vergangenheit und Zukunft schaue, und unter sich das Leben der Welt zu werten wisse. Dürfen

wir den nie gereisten Talbewohner schmähen, wenn er die Welt nach der Breite seines Tales mißt und nicht an ihre Wunder glaubt? Und dürfen wir selbst dem Bergbewohner zürnen, wenn er nicht in die Ferne sieht, weil er am Stare leidet? Nein, führen wir vielmehr den Bewohner der Tiefe belehrend in die Höhe, und dem Bergbewohner lasset uns mit weiser Vorsicht zuerst den Star stechen! O, meine Freund, zwischen dem „Vergelts Gott" des heimatlosen Bettlers auf dem Stroh bis zur „Quittung des Millionärs" im Palaste liegen gar viele Zonen des Lebens, deren Verhältnisse der Volkslehrer in Schule und Kirche zu ehren hat! Ehret sie, nahet den Eltern in Zwilch und Seide als gleiche Freunde ihrer Kinder; nehmet sie, wie sie sind, lebet euch in ihr Leben hinein, behandelt sie, wo sie's bedürfen, also, daß sie von euch lernen, ohne daß ihr ihre Lehrer seid. Das Leben des Landmanns läßt sich zu einem reichhaltigern Lehrbuche der Weisheit gestalten, als der scharfsinnigste Abriß eines philosophischen Systems. Der Erzieher studiere die Menschen, und die findet er nicht in Büchern, sondern im Leben. Eines aber vor allen, meine Freunde, verscheuchet und beleidiget den heiligen Engel der Elternliebe nie in dem kindlichen Gemüte! Oft ist er noch ihr einziger guter Geist. Sprechet vor den Kindern nie Übles von den Eltern, und wenn diese es noch so sehr verdienten; setzet sie in ihren Augen nie, nie und auf keine Weise herab, bezeuget den ärmsten wie den reichsten vor den Kindern gleiche Achtung; lasset vor ihnen weder Glimpf- und Gunstreden gegen gute, noch Schelten und Schimpfen gegen schlechte Eltern hören: Jenes kitzelt das Herz zum Stolz auf etwas, das nicht sein Verdienst ist, und dieses verwundet das Innerste des Kindes mit etwas, das es nicht verschuldet hat. Lasset kein Kind fühlen, daß es schlechte Eltern habe — ist es ja schon dadurch unglücklich genug! — sondern gerade denen der schlechtesten und gewissenlosesten Eltern wendet die größte Sorge, die treueste Liebe zu; denn die Kinder böser Eltern fallen einst, gut oder schlecht, zu-

nächst dem Lehrer in die Rechnung. Das bedenket, und vergesset dabei nie des schönen Vaterwortes unseres göttlichen Meisters: „Wer ein solches Kind um meiner willen aufnimmt, der nimmt mich auf.“ Gegen die Behörden seid treu, aufrichtig, bescheiden, ehrerbietig, aber schmeichelt und kriechet nicht; denn die guten lieben es nicht und die schlechten verdienen es nicht; bei den guten macht es verhaßt, und bei den schlechten sogar schlecht. Ihre nützlichen Aufträge erfüllet folgsam und gewissenhaft; über unzweckmäßige lasset euch belehren und belehret wieder, und wegen Nebendingen zanket nicht, damit euch die Liebe und in ihr die Tatkraft bleibe. Wo ihr anderer Ansicht seid, vergesset euch nie, lasset euere Würde und die gute Sache nie aus den Augen. Wer das Edle und Gute verteidiget, soll es auch in edler und guter Weise tun. Vergesset den goldenen Spruch des Kirchenlehrers Augustinus nicht: „Im Notwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in allem Liebe!“ Denn sehet, „die Liebe ist langmütig und freundlich, sie eifert und hadert nicht, sie ist nicht unbescheiden, sie verletzet den Wohlstand nicht, sie ist nicht eigensüchtig, sie läßt sich nicht erbittern, sie denkt auf nichts Arges, sie blähet sich nicht auf; denn unser Wissen ist Stückwerk;“ und dennoch wirket sie alles und richtet auch das Größte und Schwerste aus. Darum wirket in der Liebe auch da, wo man euch zum Hader reizt. Ermesset die Stellung euerer Behörden, und würdiget ihre oft verschieden-pflichtigen, schwierigen Verhältnisse. Ziehet dabei nicht bloß eueren Kopf, sondern auch das Leben zu Rate. Leichter ist etwas ausgedacht, als ausgemacht. Wo es sein kann und soll, da fordert viel, wo nur wenig zu gewinnen, da begnügt euch mit dem Wenigen, und verachtet auch den kleinsten Fortschritt nicht. Die Seelsorger, denn wer könnte diesen großen Namen tragen und nicht die Erziehung fördern? — achtet und verehret als Mitarbeiter, die vermöge ihrer Bildung in höherem Dienste desselben Weingärtners stehen; darum bereitet vor ihnen her den Weg des Herrn, arbeitet ihnen im Reiche der evangelischen Wahrheit und

Tugend vor und suchet ihre einflußreiche Unterstützung. Eueren Inspektoren, welche euch mit Wissenschaft, Einsicht, Erfahrung und redlichem Streben so gerne zur Seite stehen, schenket Zutrauen und Gehör, den Schulbehörden aber und dem Gesetze diejenige Achtung, wodurch ihr euch allein Anspruch auf ihren Schutz erwerbet. Nehmet die Würde in euerer amtlichen Stellung in jeder Hinsicht, auch im kleinsten wahr. Denn das Amt ist nicht euer und euerer willen da, sondern es ist der Kinder. Wenn ihr es schlecht oder in irgend einer Beziehung tadelhaft verwaltet und euere Stellung verkennet, so geschieht es auf Unkosten der Schule, ihr sündiget an der Jugend. Darum habet auf euere amtliche Stellung acht, damit ihr keines dieser Kleinen verachtet! — — — — — — — — — — —

Das nun, liebe Zöglinge, ist die Losung, das die Schutzwehr, die ich euch zum Kampfe im Berufsleben mitgebe. Doch, wie vieles noch möchte euch das bewegte Herz nachrufen. Aber es sei genug: „Sehet zu, und lebet eueren amtlichen, bürgerlichen, häuslichen, wissenschaftlichen, sittlichen und religiösen Pflichten getreu; auf daß ihr keines dieser Kleinen verachtet!" Strebet danach, daß euer Wandel rein, euere Lehre treu, euer Unterricht gesund, und Alles in Allem tadelfrei sei. Hier liegt die Aufgabe eueres Lebens in ihrer ganzen Größe und Schwere vor euch da; und wenn ich sie überschaue, bin ich um die Ermunterung verlegen, mit der ich euch Kraft und Ausdauer zu ihrer Lösung in die Seele sprechen soll. Denn sehet, ich kann euch den Weg nicht rühmen, den ihr zu machen habt. Ihr werdet ihn mühsam und steil, rauh und wild, unsicher und von vielen bösen Mächten umlagert, von Hemmnissen und Vorurteilen jeder Art umdornt, von Schweiß und Kummer voll finden. Auch kann ich euch weder fette Triften noch goldene Berge, weder Reichtum noch Erdenglück in Aussicht stellen. Das Schicksal hat den Erziehern der Völker bei der Mitwelt Undank, und bei der Nachwelt allein Unsterblichkeit beschieden. Sokrates endete sein Tagewerk im Gefängnis

beim Schierlingsbecher; Jesus, der Gottgesandte, starb zwischen Mördern am Kreuze; und Pestalozzi ruht unter der Dachtraufe eines armen Schulhauses von den Verfolgungen des Neides und der Selbstsucht aus. Wer im Erziehungsberufe reich geworden ist, hat mehr an sich als an die Menschheit gedacht. Dennoch seid unverzagt und erhebet euere Herzen. Suchet Mut und Kraft vor allem bei dem, der euch zu Arbeitern in seinem Weinberge bestimmt hat. Haltet an ihm fest mit heiligem Vertrauen in guten und bösen Tagen. Er verläßt die Seinen nicht, und die auf ihn hoffen, werden nie zu Schanden, sondern werden erfahren, daß er der Herr ist, der alles kann und weislich tut. Suchet Mut und Kraft, Hochgefühl und Begeisterung in der Würde und Bedeutung eueres schönen Berufes, die Veredler und nächsten Beglücker unseres Geschlechtes zu sein. Aber noch mehr. Gehet hin in die Gerichtsstuben, und höret die Bosheit und den Hader; gehet hin ans Krankenlager und höret den Jammer und das Elend; gehet hin in die Wohnung des Seelsorgers, und vernehmet die geheimen Sorgen seines Amtes; gehet hin zu den Beamteten des Volkes, und höret ihre Klagen; gehet hin in die Werkstätten der Gewerbe, und höret den unersättlichen Notruf nach Gold und Gewinn. Überall begegnet euch der Mensch entweder in seinem leiblichen oder sittlichen Elend. Dem Lehrer allein ist es beschieden, fern von ihrer Not und Leidenschaft, die edelsten Bedürfnisse der Menschheit zu befriedigen. Suchet Mut und Kraft, Lust und Freudigkeit in dem Bewußtsein, daß ihr tausend und tausend rüstige Mitarbeiter habet, von denen keiner selbstsüchtig für sich, sondern alle für den gleichen großen und gemeinsamen Zweck der Menschenerziehung bemüht sind. In der brüderlichen Verbindung und Freundschaft mit ihnen werdet ihr eine unversiegliche Quelle der Ermutigung finden. Darum suchet sie und schließet euch ihren Reihen an; tretet besonders, um auch die Sorge für spätere Tage euch zu erleichtern, beförderlich dem edeln Verbande bei, welcher unsere aargauische Lehrerschaft jedes Ranges zur

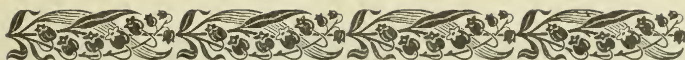
Unterstützung ihres Alters und der lieben Hinterlassenen brüderlich umschlingt. Suchet Mut und Kraft, Eifer und Tatenlust in dem allgemeinen Bildungsstreben der Zeit, welches die Teilnahme aller Weisen und Guten des Zeitalters in Anspruch nimmt, die trefflichsten Männer des Vaterlandes zu Opfern jeder Art ermuntert und begeistert, und dem Volke selbst die Notwendigkeit auflegt, in der Erziehung der Bürger eine Hauptpflicht des christlichen Staates zu erfüllen — eine Pflicht, welche seit dem Untergange Spartas und Athens bis auf die erschienene neuere Zeit kein Staat mehr im vollen Umfange würdigte. Wer könnte da Freund des Volkes und seines Vaterlandes heißen, der nicht ermutiget würde, mit Freuden auch einen Stein zum Bau seines Glückes und seiner Unsterblichkeit zu tragen? Suchet Mut und Kraft, Berufslust und Begeisterung selbst in der Erinnerung an unser schönes, trauliches Zusammenleben. Gedenket in den Tagen des Schweißes an die Tage der jugendlichen Freude, und manches Erlebnis wird in euerer Seele auftauchen, das die Kräfte zu neuen Taten stählt. Vergesset auch der Anstalt nicht, worin euch das Vaterland zu Männern erzog, und ich weiß, daß euer edles Gemüt dann auch im Gefühl der Dankbarkeit gegen das Gemeinwesen einen süßen Sporn zu erneuerten Anstrengungen empfinden wird. Und endlich, meine Freunde, liebe Zöglinge, wenn auch ich mit meinen schwachen Kräften euch noch ferner etwas sein kann, zu Rat und Trost, zu Hilfe und Belehrung, so sei meinem Herzen jeder willkommen bei Tag und bei Nacht. Schenket mir treu und redlich, wie bis anhin, euer Zutrauen, so oft ihr von mir Rat, Hilfe und Freundschaft bedürft. Ich verlange keinen Dank dafür, und am allerwenigsten etwa denjenigen, daß mir irgend einer die Freiheit der Gesinnung, und die Selbständigkeit des Charakters verpfände, und zwar für etwas, das ich ihm zufolge des Amtes, das ich aus der Hand des Vaterlandes empfing, schuldig war und bleibe. Nein, nicht etwa als Untergebene und Abhängige, sondern im Wirkungskreise

als Amtsgenossen, und im übrigen Leben als ebenbürtige Bürger eines freien Landes werde ich euch halten, lieben und unterstützen, Das Herrentum ist nichts nütze, wo es mit vereinten Kräften die Interessen eines Vaterlandes, wo es die Erziehung eines freien Volkes gilt.

So ziehet denn hin, und kämpfet einen guten Kampf für Wahrheit und Recht, einen Kampf für die sittliche und geistige, religiöse und bürgerliche Freiheit unseres Volkes. Aber noch einmal: Seid in allen Dingen selbst ein Beispiel jeder Tugend, auf daß ihr keines dieser Kleinen verachtet! Vergesset nie, daß ihr Menschen zu menschlichen habet; vergesset nie, daß ihr Christen bilden sollet; vergesset nie, daß ihr Bürger eines freien Vaterlandes, künftige Väter und Mütter eines freien Volkes zu erziehen berufen seid! Und der Herr, der Gott der Väter, der noch kein Gutes, ohne daß es hundertfältige Frucht brachte, ausstreute, wird auch mit euch sein und auch euerer Saat seinen Segen geben; und der, welcher sich einst nach Arbeitern zur Ernte sehnete, wird auch euch in der Hitze des Tages mit seinem heiligen Geiste stärken und erleuchten, wie er allen seinen treuen Schülern verheißen hat bis ans Ende der Tage.

Du aber, o Gott des Lichtes und Vater der Gnade, nimm sie zur Verherrlichung deines großen Namens, und zur Förderung deines göttlichen Reiches fürder in deinen heiligen Schutz und erhalte sie in deiner Liebe! Sende ihnen deinen göttlichen Geist, daß er sie heilige in deiner Wahrheit! Gib ihnen, was ich ihnen nicht geben konnte: Laß sie vollkommen sein, auf daß die Welt erkenne, daß sie von dir ausgegangen sind und in deinem heiligsten Dienste leben!





Rede über Aufhebung und Ausweisung des Jesuitenordens in der Schweiz

am 19. August 1844.

Herr Präsident!
Meine Herren!

Eine ernste Frage, welche seit fünfundzwanzig Jahren manchen treuen Freund des Vaterlandes beschäftigte und mit Besorgnissen für die Zukunft erfüllte, ist endlich selbst ein Verhandlungsgegenstand der obersten Bundesbehörde geworden, und die waltende Vorsehung hat dem aargauischen Gesandten die schwierige Aufgabe beschieden, heute im Schoße der Tagsatzung der schwache Wortführer einer Angelegenheit zu sein, welche bereits die heiligsten Interessen gemeiner Eidgenossenschaft berührt.

Zwar kehrt im Kreislauf der Dinge gar oft das Alte wieder. Aber wer hätte geglaubt, als der Dichter das neue Jahrhundert begrüßte, daß, ehe dieses seine Hälfte erreicht, in Kirche und Staat die unheilvollen Streitfragen des siebzehnten Jahrhunderts wieder besprochen, die blutigen Geister der Religionskriege wieder aus ihren vergessenen Gräbern erwachen, die Sturmglocken kirchlich-politischer Mordnächte mit ihren Tedeen wieder ertönen, die Verfolgung der armen Waldenser wieder beginnen, und die Jesuiten wieder die verwegene Hand nach den Zügeln der Welt ausstrecken würden?

Und dennoch, meine Herren! ist es so gekommen. Frankreich und Deutschland, Amerika und Piemont geben dessen Kunde. Und in der Schweiz noch lauter als die mißbrauchten Kanzeln,

und noch deutlicher als die Wirkungen geheimer Konferenzen, und noch überzeugender als die Tageblätter der Parteien, rufen es die hundert Leichen am blutigen Trient: „Der Rubikon ist überschritten! Die Punier sind vor den Toren! Das Vaterland ist in Gefahr!"

* * *

Wenn nun der Aargau diesem Rufe zuerst amtliches Gehör lieh, und ihn aus dem Munde von Tausenden und Tausenden als Bote vor die oberste Bundesbehörde bringt, so glaubte er, dieses liege nicht bloß in seinem Rechte, sondern auch in seiner Pflicht. Denn sowohl seine geschichtlichen Erfahrungen als eigentümlichen Verhältnisse, die im kleinen ein auffallendes Bild derjenigen des Gesamtvaterlandes darstellen, verpflichten ihn, wie keinen seiner Bundesbrüder, die kirchlich-politischen Erscheinungen der Gegenwart unausgesetzt zu beobachten, und ihre tiefere Bedeutung für die Zukunft des Vaterlandes auch im eigenen Interesse zu erkennen. Und das, was er dem Gesamtvaterlande für gefährlich erkennt, glaubt er laut Bundespflicht im Kreise seiner Bundesbrüder besprechen zu sollen.

Der Stand Aargau müßte sich daher von vorneherein gegen den Vorwurf verwahren, als wolle er mit der angeregten Frage sich am Bunde vergreifen oder irgend welche bundesgemäße Rechte anderer hoher Mitstände kränken; sondern er will die Frage vielmehr noch zur Zeit, bevor sie von der gesetzlosen Macht eines reaktionären Nationalwillens ergriffen und über die Trümmer des Bundes zu Grabe getragen wird, auf eine bundesgemäße Bahn hinleiten und auf derselben, so Gott will, zu einem den Bestand des Bundes sichernden Ziele führen helfen.

Auch müßte sich der Stand Aargau gegen jenen Vorwurf verwahren, als wolle er mit seinem Antrage die Rechte der Katholiken und der katholischen Kirche verletzen; sondern im Hinblick auf die materiellen Verhältnisse der Konfessionsteile zu einander, möchte er vielmehr die gegenwärtigen Rechte der

katholischen Kirche vor den jetzt noch schlimmern Folgen eines zweiten Aarauer Friedens bewahren, von welchem Jahres darauf Papst Clemens XI. an den König von Frankreich schrieb: „Wenn der letztjährige Friede müßte angenommen werden, so wäre es gänzlich um die heilige Religion und das ewige Wohl vieler tausend Seelen geschehen." — Der Friede vom August 1712 mußte aber angenommen werden — Aargau will nun noch in der Zeit solchen Bestrebungen entgegentreten, deren unglückliche Folgen die Katholiken, mit dem Oberhaupte der Kirche, noch in erhöhtem Maße einst zu beklagen hätten.

Es ist auch nicht Leidenschaft und Parteihaß, welche den Aargau in dieser Angelegenheit leiten. Aargau kennt auf seinem glücklichen Boden keine Jesuiten, und anderswo haßt und fürchtet er keine. Er bringt den frühern Verdiensten sowohl des Ordens als einzelner Mitglieder seine volle Anerkennung dar, und nur die Grundsätze, die Tendenzen, die Wirkungen des Jesuitismus, welche bereits verderblich die Lebensverhältnisse des Gesamtvaterlandes berühren, die sind es, gegen welche sich mein hoher Stand erhebt.

Eben so wenig ist es die Freude an kirchlichen Kämpfen, welche den Aargau zu seinem Antrage bewog. Denn wer möchte darin ein Vergnügen finden, wenn ihn nicht eine höhere Pflicht triebe, ohne sichern, siegreichen Erfolg gegen einen so gefährlichen und mächtigen Feind in den Kampf zu gehen? Nein, es ist die redliche Absicht, den Kirchenfrieden, welcher auf seinem Gebiete so viele Früchte christlicher Liebe treibt, auch in der Eidgenossenschaft vor feindseligen Störungen zu bewahren. Wie für die Einheit seines Kantons, steht der Aargau hier nur für die bedrohte konfessionelle und politische Einheit der Eidgenossenschaft ein.

Bürgerliche und geistige Freiheit, vernünftiger Fortschritt, christliche Toleranz, Vaterlandsliebe und Gemeinsinn, öffentlicher und häuslicher Friede, Tugend und Treue, Wissenschaft und Kunst, Industrie und Kultur, welche bei ihm überall ihre

gefriedeten Altäre haben, möchte der Aargau auch im übrigen Vaterlande als Heiligtümer der schweizerischen Nation gegen ihre Feinde gesichert wissen. Denn nur dadurch, daß sie überall gleich geschirmt und gepflegt werden, kann die Eidgenossenschaft auf die Dauer noch eine einige bleiben.

In diesem Sinne, meine Herren, und zu diesem Zwecke stellt der Stand Aargau den Antrag, den Jesuitenorden in der Schweiz von Bundes wegen auszuweisen, und ersucht daher die hohen Mitstände, den wichtigen Gegenstand ebenso bundesbrüderlich mit ihm besprechen zu wollen, als er es mit demselben gemeint hat.

Der sprechende Gesandte wird bei der nähern Begründung des gestellten Antrages diejenigen Rücksichten beobachten, welche die Stellung der Frage zu den Verhältnissen des Gesamtvaterlandes erheischt, und die Schwierigkeit eines richtigen Urteils über den Jesuitenorden selbst gebietet. Denn die Akten, auf welche hin gewöhnlich geurteilt wird, sind bei weitem nicht alle sicher. — Bald sitzen die an Heiligkeit und Einkünften geschmälerten Mönchsorden, bald der in Rechten und Ansehen gefährdete Weltklerus, bald der auf Tod und Leben verfolgte Protestantismus, bald die in ihren Grundfesten bedrohte Staatsgewalt als die natürlichen Erbfeinde über den Orden zu Gericht. Bald bringen ihm hinwieder ebenfalls Mönche, Weltpriester, Fürsten, Staatsmänner, Philosophen und selbst Protestanten als künstliche Freunde und Bundesgenossen ihre Huldigungeu dar. Die Geschichte aber, sie mag über Nero oder Trojan richten, räumt weder Freunden noch Feinden das Tribunal ein.

Sehen wir dann hinwieder ab von den Quellen, auf den Gegenstand der Beurteilung, den Jesuitenorden selbst! In seinem Ursprunge eine fromme Stiftung, in seiner Vollendung eine dämonische Macht; in seinen Mitgliedern überall verbreitet, und doch in seinen Konstitutionen nirgends gekannt; ein Bettelorden, der nicht bettelt, und an Reichtümern Fürsten überbietet;

in seinen Grundsätzen bald kirchlich verdammt, bald wieder gebilligt; von einem Papste kraft göttlicher Eingebung aufgehoben, und von einem andern Papste ebenfalls kraft göttlicher Eingebung wieder eingesetzt; bald ein Antichrist, eine Verschwörung gegen Kirche und Staat genannt, bald wieder als Schutzgott von Thron und Altar gefeiert; reich an trefflichen Lehrern und reicher an arglistigen Verführern; stolz auf Glaubenszeugen, wie sie die Zeit der apostolischen Kirche sah, und wieder eben so stolz auf Verbrecher, welche ihre Frevel unter der Hand des Henkers büßten; einfältig wie die Taube unter den Wilden, klug wie die Schlange an den Höfen; auf Paraguay ein Stifter und Priester der Kultur, im zivilisierten Europa ihr Verderben; jeder ein willenloser Knecht und zugleich ein Souverän; des Papstes Sklave und Tyrann zugleich; unter jeder Form, unter allen Ständen, in allen Verhältnissen immer wieder anders, und doch überall und immer derselbe; ein ewiger Proteus, ein weltgeschichtliches Rätsel — so stellt sich uns der Jesuitenorden dar! — Wo findet da das Urteil ein sichere Grundlage? Nirgends sicherer als in den historischen Erscheinungen, welche der Orden überall als Spuren seiner Wirksamkeit zurückgelassen hat, und vor unsern Augen noch immer zurückläßt. Unbestochen ist allein die Geschichte, welche keiner Schule angehört und keine Tendenzen, als die Gerechtigkeit des Weltgerichts, kennt.

Der sprechende Gesandte wird daher seine Beurteilung des Ordens ausschließlich auf die praktischen Ergebnisse und die historischen Erscheinungen seiner geheimen und öffentlichen Wirksamkeit begründen, und auf diese Grundlage hin zur Unterstützung des gestellten Antrages zuerst die Gemeingefährlichkeit des Jesuitenordens, und dann die Rechtszuständigkeit des Bundes, ihn ohne Verletzung politischer oder kirchlicher Rechte aufzuheben, nachzuweisen versuchen. Derselbe muß aber dabei die Geduld der hohen Versammlung um so mehr in Anspruch nehmen, weil er für den Antrag fast einzig an Ihren Schranken steht und doch in der wichtigen Sache für viele spricht.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Aber nicht minder, meine Herren, ist der Jesuitismus auch republikanischen Staaten gefährlich und verderblich.

Er ist dieses schon vermöge seiner verfassungsmäßigen Herrschsucht. Der Jesuitenorden macht allen bürgerlichen Einrichtungen gegenüber seinen alleinherrlichen Absolutismus geltend. Er duldet niemand über sich, niemand neben sich, jeden nur unter sich.

Er ist der Republik gefährlich durch seine eigentümliche Lehre von der Souveränität, die er, von menschlichen und göttlichen Pflichten entbunden, als eine wilde Titanengewalt auffaßt, und nicht einem freien, sittlich und geistig selbständigen Volke, sondern dem Volke, das er am Zügel des Fanatismus führt, in die dienstbare Hand legt, um sie selbst zu üben.

Er ist der Republik gefährlich, ja schlechterdings mit ihr unverträglich, durch den unbegrenzten Egoismus, dem er alle Beziehungen des Lebens grundsätzlich unterwirft. Seine Grundsätze zerstören jeden Gemeinsinn, und opfern jede Pflicht gegen das Ganze der Selbstsucht des einzelnen. An allem für sich selbst zu sorgen, überall das allgemeine Wohl dem eigenen Ich unterzuordnen, ist die Lehre, die der Jesuitismus dem Bürger gibt, damit er selbst, wie Napoleon einst mit der Schweiz tat, desto leichter des in persönlichem Souveränismus aufgelösten Ganzen Meister sei. Wo haben aber je Republik und Selbstsuchst nebeneinander bestanden, ohne daß jene in dieser zugrunde ging? —

Endlich aber am gefährlichsten, meine Herren, ist der Jesuitismus der Republik abermals durch die Grundsätze seiner Erziehung und Moral. Wenn die Monarchie oft nur durch das Ansehen der Gewalt besteht, so ist hinwieder die Tugend die einzige Bedingung der Republik. Die Wurzel der Tugend aber, so lehrt die hellenische Weisheit schon, ist die Erziehung. — Und auf welche Grundlagen nun baute der Jesuitismus die Erziehung des Volkes im Gebiete der Moral? „Sie verwarfen," antwortet Möhler, der gründliche Kenner des katholischen Lehr-

begriffs, „sie verwarfen, was alle verteidigten, und behaupteten, was niemand zu behaupten sich erkühnte.“

Denn die Jesuiten sind es, welche den Probabilismus lehrten und sagten: Wenn für was immer eine Handlung eine probable, d. h. wahrscheinliche Meinung vorhanden ist, oder sich finden läßt, so ist sie erlaubt; und wenn das Gewissen zwischen zwei probabeln Meinungen zu entscheiden hat, so darf es auch nach der weniger wahrscheinlichen handeln; ja es darf sogar der Meinung eines andern folgen, wenn es gleichwohl von der Wahrheit des Gegenteils überzeugt ist, und sie sogar für falsch hält.

Die Jesuiten sind es, welche die sogenannte Leitung der Absicht lehrten und sagten: Wenn man bei der Ausübung eines Unrechtes die Absicht auf etwas Erlaubtes richtet, und das Unrecht nur des letztern wegen tut, so ist es kein Unrecht; daher sündiget der Wucherer nicht, wenn er das Erwucherte als Vertragssumme oder Lohn für die Gefälligkeit des Darlehens betrachtet; und auch der Richter sündiget nicht. wenn er sich bestechen läßt und das Empfangene nur als Erkenntlichkeit für erteilte Gerechtigkeit ansieht; und auch der Mörder eines Verleumders sündiget nicht, menn er dabei bloß seine Ehre zu retten, nicht aber den andern zu töten die Absicht hatte.

Die Jesuiten sind es, welche den sogenannten innern Vorbehalt lehrten und sagten: Man darf bei einer Äußerung etwas anderes im Sinn haben, als was in ihr liegt, und also eine Beschränkung hinzudenken, wodurch die Äußerung selbst für das Gewissen zu etwas anderem wird, als sie ihrem Inhalte nach zu sein scheint. Man darf also schwören, daß man eine Handlung, die man wirklich begangen hat, nicht begangen habe, sobald man bei sich hinzudenkt, man habe sie nicht in dieser oder jener Zeit, nicht unter diesen oder jenen Umständen, nicht so oder so begangen.

Die Jesuiten sind es, welche die sogenannte Zweideutigkeit lehrten und sagten: Man kann einen zweideutigen Ausdruck für sich auch in einem andern Sinne nehmen, als er eigentlich

gemeint ist und von andern genommen wird, und darnach sowohl seine Rückäußerungen als auch seine Handlungen einrichten.

Die Jesuiten sind es, welche den sogenannten Quietismus lehrten und sagten: Man sündiget nicht, wenn man schon mit jemand sündiget, sobald man dabei seine Seele in eine gänzliche Teilnahmlosigkeit zu versetzen vermag.

Antwortet, Väter des Vaterlandes! Wie soll eine Republik, wie soll das Vaterland frommer Eidgenossen neben solchen Grundsätzen der Moral bestehen? Wohin müßte es kommen, wenn Jugend, Volk und Vorsteher des Freistaates ihre Pflichten nach solchen Lehren richten wollten? Wo würde die Treulosigkeit von Volk und Regierung eine Grenze finden? Und wo haben Völker und Regierungen unter der Wirksamkeit des Jesuitismus die Moral ihres Charakters vor dieser Vergiftung unbefleckt erhalten?

Nein, meine Herren, es ist unmöglich, daß eine Gesellschaft von solchen Grundsätzen und Bestrebungen, unmöglich, daß der Jesuitenorden dem Staate zuträglich sein kann, sondern es ist vielmehr absolut notwendig, daß er bei der Erfüllung seiner Zwecke und in der Anwendung seiner Grundsätze jedem Staate ohne Ausnahme schädlich, verderblich und mit seiner Existenz unverträglich werde.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist nämlich bekannt, daß die katholische Kirche über fünfzehn Jahrhunderte ruhmreich ohne den Orden bestand, und daß er daher bei seinem Entstehen vom Papste selbst für die Kirche nicht nötig erachtet, von dem Konzilium zu Trient nur mit warnendem Widerspruch als ein heilsames oder frommes Institut anerkannt, von Erzbischöfen, Bischöfen, Klerus, Universitäten und Gottesgelehrten von Anfang an auf das entschiedenste mißbilliget, von ihnen wiederholt und laut der Kirche Gottes, dem katholischen Glauben und der christlichen Sittenlehre für verderblich erachtet und auf vielfache Weise so lange angefochten

wurde, bis er sich unter dem höhern und niedern Klerus bessere Freunde und Beschützer erzogen hatte. —

Es ist bekannt, daß der Orden für sich einzig seinen General, den ihm personifizierten Christus und Stellvertreter Gottes, als höchste Autorität anerkennt, und ihn mit seinen Befugnissen selbst über das Oberhaupt der Kirche stellt — in Lehrmeinungen, welche von denen der Kirche abweichen, den eigenen Entscheidungen folgt, — kraft seiner Konstitutionen ganz außer der Verfassung und hierarchischen Ordnung der Kirche steht, — nach seinen Statuten keine kirchlichen Würden und Ämter, ohne es erheische es das Interesse der Gesellschaft, übernimmt, — dabei jedoch nie einem Kirchenobern, ja nicht einmal dem Papst, sondern einzig dem General sich zum Gehorsam verpflichtet, — und sich also mit seiner Förderung des Ordens (incrementum Ordinis) grundsätzlich und faktisch außer die Kirche gestellt hat. — „Außer der Kirche aber gibts kein Heil!"

Es ist bekannt, daß sich wiederholt selbst ausgezeichnete Mitglieder gegen die Ausartung und Irrtümer der Gesellschaft erhoben, — daß auch die Kirche die Lehre des Ordens in vielen Stücken irrig, unchristlich und gottlos erfand, — daß die Päpste Alexander VII., Alexander VIII. und Innozenz XI. einhundert und zwölf Lehrsätze desselben verdammten, — daß aber der Orden dessen ungeachtet diese ärgerlichen Sätze nie aufgab, — daß er von der Kirche verworfene Meinungen nur auf eine trügerische Weise anders ausgedrückt von neuem lehrte, — und daß ihrer viele heute noch, und auch in der Schweiz von dem Orden gelehrt werden, während die Kirche deren Vortrag sogar mit der Strafe der Exkommunikation belegt hat.

Es ist bekannt, daß der Orden seine Lehre fast nirgends auf das Wort Gottes, die Lehre der Kirche und der heiligen Väter stützt, — die offenbarsten Vergehen gegen die Gebote Gottes rechtfertiget, — in sehr vielen Punkten das gerade Gegenteil von den Vorschriften des Evangeliums lehrt, — auf mannigfache Weise die alten Kirchengebote beim Volke in Abgang

bringt, — die rechtmäßigen Seelsorger und den von der Kirche vorgeschriebenen Pfarrgottesdienst in der Achtung des Volkes mindert, — gegen das schwere kanonische Verbot, welches auf Entsetzung vom Priesteramt und ewige Verbannung lautet, statutengemäß das Beichtgeheimnis bricht, — und, statt nach dem Beispiel Jesu Christi und der Vorschrift der Kirche die Seelen zu heilen, die Seelen verrückt. –

Es ist bekannt, daß der Orden auch den Unglauben rechtrechtfertigte, — nach P. Sirmond die Liebe Gottes dahin verstand, daß man ihn nur nicht hasse, — auf den heidnischen Missionen die christliche Religion verunstaltete, — mit den gröbsten heidnischen Gebräuchen sie vermischte und entehrte. — sich je nach Umständen als heidnische Priesterschaft gebärdete, — nach der Erklärung des Irokesischen Gesandten alles tat, was Jesus nicht getan hat, — und um den Chinesen die Wahrheit der christlichen Religion zu beweisen, ein Buch: „Wahre Begründung der himmlischen Lehre“ von Pater Ricci (Coelestis Doctrinæ vera ratio), erscheinen ließ, in welchem der Namen Jesu Christi nicht ein einziges Mal vorkommt. „Wer aber meinen Namen vor den Menschen nicht bekennt, dessen Namen werde ich auch vor meinem Vater nicht bekennen.“

Es ist endlich bekannt, daß der Orden keine kirchlichen Zensuren achtete, — die schweren Verbote, wodurch ihm der päpstliche Stuhl Handel, Wechselgeschäfte, Staatsgeschäfte und Sklavenhandel untersagte, nicht befolgte, — sich weder von Paul V. noch von Karl Borromäus regulieren ließ, — in Portugal durch den päpstlichen Abgeordneten Benedikts XIV. von Kanzel und Beichtstuhl ausgeschlossen werden mußte, — mehrere apostolische Visitationen und sogar Untersuchungen durch Kardinalkollegien ohne Erfolg bestand, — und endlich, nach dem Inhalte der Aufhebungsbulle als ausgeartet, unverbesserlich und mit dem Frieden, der Wohlfahrt und dem Segen der Kirche und Religion unverträglich, von dem Papste selbst aufgehoben wurde, worauf sogar das Oberhaupt der Kirche dem Gifte des Ordens unterlag.

Der vaterländische Geschichtsschreiber sagt: „Die Jesuiten waren Lehrer, Höflinge, Staatsmänner, Braminen in Indien, Mandarinen in China, Gründer bürgerlicher Gemeinwesen in Amerika, und gingen auf Eroberung der Welt aus."

Und nun, meine Herren, wo sind die kirchlichen oder religiösen Gesetze, welche durch die Ausweisung einer so unkirchlichen und wenig religiösen Korporation verletzt werden könnten?

* * *

Das alles gehört jedoch, sagt man, der Vergangenheit des Ordens an! Es frägt sich hier vielmehr: Welche Stellung der Orden *heute* in der menschlichen Gesellschaft einnehme? Ob er *heute* eine wesentliche Bedingung des Katholizismus und der Kirche sei? Und ob er namentlich in der Schweiz, wo er eben aufgehoben werden soll, eine absolut religiöse, und darum von staatswegen unantastbare Sendung zu erfüllen habe?

Allein auch hier muß der Charakter einer religiösen Notwendigkeit und rein kirchlichen Bestimmung in Abrede gestellt werden. Denn der päpstliche Stuhl selbst scheint bei der Wiederherstellung des Ordens keine solche absolute Notwendigkeit für die Kirche in ihm anerkannt zu haben, wenn derselbe dazu, wie sich die Bulle ausdrückt, zunächst bloß durch allgemein übereinstimmende, dringende Bitten der Christenheit veranlaßt wurde, und daher die Wiederaufnahme den Regierungen auch bloß *empfahl*, dabei aber, wie er der protestierenden Regierung von Portugal und Brasilien unterm 22. Oktober 1816 erklärte, „*sich nicht minder enthielt, deshalb irgend ein besonderes Ansinnen zu stellen.*"

Daraus geht hervor, daß selbst nach der Ansicht des päpstlichen Stuhles auch der wiederhergestellte Orden keine absolute Bedingung des Katholizismus sei, und daß ganze Länder auch ohne Jesuiten ebenso gut katholisch sein können, als einzelne Katholiken, welche nichts von ihnen wissen wollen, katholisch bleiben.

In der restaurierten Schweiz aber, meine Herren, wurde dem Orden lediglich die Aufgabe, auch den geistigen Zustand

des Landes wieder zu restaurieren, die frühern, der Aristokratie allein zusagenden politischen Verhältnisse wieder herstellen und befestigen, und überhaupt die seit der Helvetik erwachten freisinnigen Bestrebungen im Staate wie im Kirchenwesen wieder unterdrücken zu helfen. — Es sind also nicht die Radikalen, die damals noch nicht existierten, welche, wie man ihnen heute nach der Fabel vom „Wolf und Lamm" schuld geben will, die Jesuiten ins Land gezogen haben, sondern auf der einen Seite waren es überall die Aristokraten und Patriziate, welche sie zu ihren neuen Schildhaltern verlangten, und auf der andern Seite die Nuntiatur mit geheimen Agenten, welche sie ihnen gerne und bereitwillig gab. „Denn," -- so bemerkt ein wohlunterrichteter katholischer Geistlicher aus der Schweiz im Jahre 1819 — „wer nach der Restauration die Wiederkehr aller Vorrechte und die frühere Untertänigkeit des Volkes wünschte, mußte in der Rückkehr der Jesuiten erwünschte Beförderer seiner politischen Zwecke sehen." Es steckte daher, wie der Schwyzerbauer von 1758 sagte, unter dem Jesuitismus auch damals ein ganz ander Ding als Schul und Religion. — Die Politik war es. Die Politik, wie sie es bis zur Stunde selbst am besten bewiesen, ist die unzweideutige Aufgabe der gegenwärtigen Jesuiten in der Schweiz

Oder, meine Herren, welchen andern Ordenszweck sollen sie sonst bei uns haben? — Etwa Heiden zu bekehren? Bald seit zwölf Jahrhunderten strahlt das Christentum seinen Segen in alle Gauen des Landes. — Oder den katholischen Glauben unter den Protestanten zu verbreiten? Seit dem Landfrieden von 1531 ist jeder Konfession die weitere Verbreitung ihrer Lehre verboten. — Oder um den Weltklerus zu bessern? Wo ist eine Stimme über seine Verdorbenheit gehört worden? Wer bringt seiner steigenden Bildung und Gesittung nicht gerne die gerechte Huldigung dar? — Oder um verlassene Pfarreien zu besorgen? — Welche hat unter den Priestern des Landes nicht immer ihren Hirten gefunden? Oder, wenn eine verwaiste, wo

hat ein Jesuit ihr seine Dienste angeboten? — Oder um die Erziehung der Jugend zu besorgen? Wo hat das Vaterland des edeln Pestalozzi und des frommen Girard die Pädagogik der Jesuiten nicht freudig vermißt? — Oder endlich um die theologische Wissenschaft zu fördern? Seit der Wiederherstellung des Ordens hat von allen Jesuiten einzig der Pater Weninger die Literatur der deutschen Theologie mit einer Schrift über die „Apostolische Vollmacht des Papstes" bereichert. Und welche Pastoralkonferenz unseres Weltklerus wäre nicht imstande, alljährlich etwas Besseres zu liefern? —

Nein, meine Herren, die Bestimmung des gegenwärtigen Jesuitenordens in der Schweiz ist durchaus eine rein politische, und darum ist er auch mit seiner Wirksamkeit, den Rechten der Religion und Kirche unbeschadet, der politischen Gewalt, dem Staate verhaftet und verfallen.

Hienach in Erwägung:

1. Daß der Jesuitenorden das Gesamtvaterland bereits in hohem Maße gefährdet;
2. Daß dem Bunde sonach die volle Verfügungsgewalt über denselben zusteht; und
3. Daß dabei die Rechte der katholischen Kirche nicht beteiliget sind,

stellt die aargauische Gesandtschaft namens ihres hohen Standes

den Antrag:

Es wolle der hohen Tagsatzung gefallen, den Jesuitenorden in der Schweiz von Bundeswegen aufzuheben und auszuweisen.

* * *

Der Gesandte, meine Herren, soll indes, bevor er schließt, noch einige Erklärungen beifügen.

Er erklärt, daß er seine Beschwerden nicht gegen einzelne Mitglieder der Gesellschaft, denen er als ihm unbekannten Männern die ihren guten persönlichen Eigenschaften schuldige

Achtung willig zollt, sondern gegen den Orden in seiner Gesamtheit und gegen den Jesuitismus überhaupt erhob, und hier gegen jedermann vertreten wird.

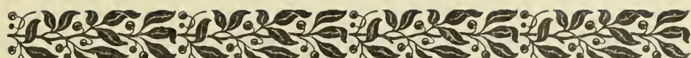
Er erklärt, daß sein Stand denjenigen hohen Mitständen, welche den Orden bisher aufgenommen haben, deshalb keinerlei Vorwürfe macht, indem die Mittel und Wege des Ordens von der Art sind, daß sie auch redliche Eidgenossen in der Verfolgung eines guten Zweckes täuschen können, und, wie die Geschichte lehrt, leider schon allzu oft und traurig getäuscht haben.

Er erklärt und beteuert es, namens seines hohen Standes, wiederholt und feierlich, daß der gestellte Antrag fern und rein von der Absicht sei, die ehrwürdigen Rechte der katholischen Kirche und Konfession irgendwie zu verletzen oder in ihrer Unverletzlichkeit anzutasten. Vielmehr wird der Stand Aargau zu jeder Stunde bereit sein, vereint mit seinen hohen Mitständen, zu jedem gemeinsamen Unternehmen, das die wahre Wohlfahrt der katholischen Kirche im Vaterlande fördern kann, tatkräftige Hand zu bieten.

Der aargauische Gesandte erklärt und beteuert es, angesichts der Eidgenossenschaft, wiederholt und feierlich, daß sein hoher Stand dabei nur den Frieden, die Einheit und das Glück des Vaterlandes, für Staat und Kirche, im Auge habe, und damit nach seiner Überzeugung nur eine heilige Pflicht gegen das gefährdete Gesamtvaterland erfüllen wollte.

Mögen Sie daher, meine Herren, die freie Stimme eines besorgten Mitstandes wohlwollend aufnehmen, im Interesse des uns allen teuren Vaterlandes bundesbrüderlich würdigen, und zu keiner Stimme der Kassandra werden lassen! Ihnen steht die bundesgemäße Entscheidung zu; die Frage gehört der Nation! Gott erhalte das Vaterland! — Ich habe gesprochen!





Rede am Freischarenfest in Langenthal

am 3. April 1870.

Eidgenossen!
Verehrteste Männer! Freischaren!

Ich war vor 25 Jahren nicht Teilnehmer Eurer waglichen Tat, nicht, wie der verehrte Festredner, Genosse jenes Unternehmens, das von einem großen Gedanken der Hingebung für Freundschaft und Vaterland getragen war. Gleichwohl wage ich es, heute in Eurer Mitte zu erscheinen.

Ich tue es mit einem freien Worte. Kein Kardinal wird mich hier zur Ordnung läuten: kein Jesuit wird mich von der Bühne rufen. Denn diese Bühne ist nicht mit päpstlichem Purpur, sie ist mit dem lebendigen Immergrün Gottes geschmückt. Sie steht nicht in Sankt Peters Dom auf dem Vatikan, sie steht im Dom des freien Schweizerlandes, sie steht zu Langenthal.

Ich konnte Euer Fest nicht versäumen. In noch jugendlicher Kraft und Begeisterung habe ich vor 25 Jahren, wie Ihr wißt, für die gleiche große Sache des Vaterlandes mit der Waffe des Geistes gestritten. Wie viele Tausende habe ich damals Euer männliches Unternehmen mit meinen besten Wünschen begleitet. Meine Seele war bei Euch in den Schrecknissen Euerer Gefahren, Tag und Nacht bei Euch in dem Elend Eurer unterlegenen Sache. Ich habe auf die Gräber Euerer Gefallenen meine Tränen geweint. Während der schweren Wochen Eurer Gefangenen sproßten die ersten grauen Haare in den schwarzen Locken meines Hauptes.

Doch jene traurigen Tage liegen hinter uns. Herrlich und freundlich leuchtet heute die Sonne des alten guten Gottes unserer Väter auf uns hernieder. Aus Euerer Niederlage ist die Auferstehung des Vaterlandes hervorgegangen. Vor dem Richterstuhle der Geschichte hat Eure Tat ein milderes Urteil gefunden.

Wozu, o Eidgenossen, sind wir aber heute nach Langenthal gekommen? — Es hat mein Herz freudig bewegt, als der verehrte Festpräsident in seiner Empfangsansprache die Losung des Tages dahin gab: Keine Rachegefühle entweihen das heutige Fest! Im Grabe der Vergessenheit ruhe die erlittene Unbill und schweige! Verzeihung denen, die uns vor 25 Jahren nicht verstanden! — Ich hätte diese Stelle nicht beschritten und die Feier des Tages nicht geteilt, wäre das Gegenteil ihr Programm gewesen.

Gleichwohl feiern wir heute ein Fest der Erinnerung; und der treffliche Festredner — wärmster Dank sei ihm dafür gesagt! — hat dieser Erinnerung den würdigsten Ausdruck verliehen. Er hat die Vergangenheit, als Baum der Erkenntnis für die Gegenwart und Zukunft, in Wurzeln und Zweigen wieder lebendig uns ins Gedächtnis gerufen. Seine herrlichen Worte werden uns ein teures Andenken an den heutigen Tag bleiben.

Woran denn, Eidgenossen, erinnert uns der heutige Festtag? — Er erinnert uns an eine trübe, gefahrvolle Zeit, an eine kühne, opferwillige Tat, an die lieben Gräber der treuen, im Opfertod für die Wiedergeburt des Vaterlandes gefallenen Freunde.

Und wozu diese Erinnerungen? — Das Gedächtnis an jene Zeit soll uns gegen die Wiederkehr gleicher trauriger Zustände wachsam erhalten. Die Erinnerung an jene kühne, freie Tat soll das gegenwärtige und künftige Geschlecht bei der Wiederkehr gleicher Zustände, wenn auch in anderer Weise, zu gleicher Hingebung für die Sache der Freiheit mahnen. Endlich gedenkt heute das Vaterland seiner gefallenen Söhne und opfert am Altare der Dankbarkeit ihrem Andenken die grünen Ehrenkränze unseres Festes.

Das heutige Fest ist eine Feier der Vergangenheit, aber nicht minder ein Mahnruf an die Gegenwart, eine neue Losung für die Zukunft, ein Signal zur Tatkraft gegen neue Gefahr.

Ist denn aber das alles heute wieder notwendig? Wo ist die Gefahr? Steht wohl, wie vor 25 Jahren, der gleiche Erbfeind unserer Eintracht, unseres Friedens, unserer Freiheit abermals gegen uns im Feld?

Männer, Eidgenossen! Ich sage Euch: Die Gefahr ist heute größer. Der Feind ist der gleiche, aber viel mächtiger. Damals habt Ihr gegen den Jesuitismus und dessen Unheil im Lande die Waffen ergriffen; und heute geht vor unsern Augen die verhängnisvolle Weissagung des Jesuitengenerals Ricci in Erfüllung. Nachdem Papst Klemens XIV. am 21. Heumonat 1773 den Jesuitenorden, weil für Kirche und Staat gefährlich und verderblich, aufgehoben hatte, und die Väter Jesu überall aus ihren Wohnsitzen und den Palästen ihrer Kollegien ausgewiesen waren; sprach jener Ordensgeneral das siegbewußte Wort: „Wie Hunde hat man uns verjagt; wie Adler werden wir wiederkehren".

Was nahezu vor hundert Jahren vorausgesagt wurde, ist heute zur schlimmen Tatsache geworden. Kühn und eroberungsgierig sind die alten Adler, nicht des Kapitols, sondern des Vatikans, verjüngt wiedergekehrt. Frech und mächtig, wie nie zuvor, stehen heute die Jesuiten im Kampfe mit der Zivilisation und der Vernunft, auf Tod und Leben im Kampfe gegen die Welt mit ihren hundertjährigen Errungenschaften vor uns da.

Am 7. August 1814 hat Papst Pius VII. den Orden wieder hergestellt und ihn für die Restauration von Thron und Altar wieder in Dienst gerufen. Anfangs geheim und leise, bald aber offen und aggressiv operierten seine Scharen da und dort im Feld, und überall mit gutem Erfolg. Freunde und Verbündete lieferten ihnen eine frühere Festung nach der andern wieder aus. In der Schweiz fiel Wallis zuerst, dann, trotz Berns freundeidgenössischen Bitten und Warnungen, Freiburg,

und endlich auch Luzern mit Kirchen, Schulen, Ratssälen und jedem Hausschlüssel wieder in ihre Gewalt.

Überall umgab sich der Orden mit Hilfstruppen, Affilierten und Verbündeten jeder Art. Ligorianer, Schulbrüder „Unwissende Brüder genannt", Lehrschwestern, männliche und weibliche Ordensgesellschaften aller Farben, religiöse Brüderschaften, Gesellenvereine, Jungfernbünde, selbst Epauletten, Hofdamen, Minister, Fürsten, vornehme alte Sünder und Sünderinnen ohne Zahl — alles wurde von dem Orden in Dienst genommen und alle taten seinen Dienst.

Die Jesuiten bemächtigten sich wieder der Erziehung der Jugend und nahmen zugleich mit ihren Missionen das gläubige Volk an ihren Zauberstab. Sie setzten den öffentlichen Lehranstalten ihre Kollegien entgegen. In katholischen Ländern nahmen sie von den Gymnasien, Lyceen, Universitäten und der Presse Besitz. Mit dem Gift ihrer Theologie und Moral schlichen sie sich selbst in die bischöflichen Lyceen und Seminarien ein. Sie machten Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Pfarrer, Meßpriester, Mönche und Nonnen ihren Tendenzen untertan.

Männer von Stellung und Einfluß oben und unten im Volk, geistlichen und weltlichen Standes, in Bonifaziusvereinen, Vinzenzvereinen, Piusvereinen, katholischen Kongressen mit dem Programm einer katholischen Wissenschaft und einer spezifisch-katholischen General-Universität; maßlose Streitschriften, fanatische Tageblätter und Pamphlete gegen Andersgesinnte; der Rock von Trier, Wundermähren, Wunderpfennige, Blutschwitzerinnen, Hellseherinnen, und, zur Eroberung des Frauengeschlechtes, weibliche Maiandachten, erhöhte Verherrlichung des Marienkultus wurden mit und ohne Absicht im Dienste und für die Zwecke des Jesuitismus tätig, dabei aber auch für die Vollziehung dieser Zwecke die Kassen der Gläubigen von oben bis unten in Anspruch genommen. Aus Vermächtnissen, in jährlichen, monatlichen, wöchentlichen Beiträgen der hohen und niederen Geistlichen, der

Klöster, der frommen Vereine, der Gläubigen aller Klassen, selbst aus den Sparhäfen der Schuljugend für die sog. Mission und Bekehrung der Heidenkinder fließen, wie bekannt, Millionen an die Finanzkammern des Ordens, an die Propaganden in Rom und Lyon.

Und hat denn der Jesuitismus mit all' diesen Hilfsmitteln, Instituten und Apparaten bis jetzt auch etwas in's Werk gesetzt und ausgerichtet? Ha, wem wäre solches unbekannt? — Seit der Wiederherstellung des Ordens wurden die Freiheiten der gallikanischen Kirche bekämpft und selbst in Frage gestellt. Bis in die letzte Wurzel wurden in Deutschland und vorab in der oberrheinischen Kirchenprovinz die Bestrebungen einer deutschen Nationalkirche und mit dem Bistum Konstanz alle die erleuchteten Zielpunkte des Wessenbergischen Geistes zerstört. Katholischen und paritätischen Staaten wurden in zähen Verhandlungen bisher unbestrittene Hoheitsrechte in Kirchensachen durch diplomatische Konkordate abgerungen. In Österreich wurde das freisinnige nationale Josephinische Kirchenrecht und die konfessionelle Toleranz bis auf den heiligen Boden der Friedhöfe vernichtet. Die kirchliche Trauung, ja selbst die Verkündung paritätischer Ehen wurden sogar mächtigen Staatsregierungen gegenüber zum Gegenstande heilloser Konflikte gemacht. Der Proselytismus wurde gegen Protestanten und Israeliten selbst bis zum Kinderraube gesteigert. Am Taufstein, am Traualtar, selbst am Grabhügel wurden gegen protestantische Mitchristen die Wirkungen alter Exkommunikationsbullen wieder zur Geltung gebracht. Bücher und Schriften, welche den Tendenzen des Jesuitismus entgegen traten, wurden mit dem Interdikt, und Geistliche, welche konfessionelle Milde und Verträglichkeit, und das Gebot der Nächstenliebe auch gegen Andersgläubige lehrten und übten, mit der Suspension belegt. Alles, was dem Geiste, den Plänen und Bestrebungen des Jesuitismus im Wege stand, war heimlich und öffentlich seiner Vehme verfallen. Hochgefeierte Zierden und Lichter der Kirche nach der Richtschnur des Evangeliums,

wie Wessenberg und Pater Girard; hochverdiente, freigemute Staatsmänner, für Recht, Licht und Wahrheit, kühnberedte, unvergeßliche Jugendlehrer wurden die Opfer seiner Intriguen

So, liebe Eidgenossen, ist der Jesuitenorden seit 50 Jahren und gegenwärtig durch die ganze katholische und nichtkatholische Welt in einer ungeheuren Schlachtlinie, auf allen Punkten und mit allen Waffengattungen, in aggressiven Aktionen tätig. Und, wie der verehrte Festredner bemerkte, fast überall ist der Boden von den Maulwürfen unterwühlt. Wohl zwar werden dem Feinde da und dort in Lokalgefechten einzelne Posten streitig gemacht, auch einzelne Siege abgerungen. Wohl werden die Maulwürfe, wenn sie sich zu frech aus ihren Löchern an die Sonne Gottes wagen, da und dort, wie bei uns im Jahr 1847, tüchtig auf die Schnauze getroffen. Allein sie sterben nicht davon, sondern sie ziehen sich in ihre Gänge zurück, um bald mit größerer Klugheit und besserem Erfolge ihr Treiben wieder zu versuchen.

Also wurde der Bekämpfung der gemischten Ehen da und dort die Einführung der Zivilehe entgegengesetzt. Der Einführung neuer Prunkandachten, der Vermehrung müßiger Kirchenfeste, dem erneuerten Zelotismus alter Feiertagsgebote wurde mit der bürgerlichen Aufhebung der gewöhnlichen geantwortet. Die wiederholten Versuche, der Jesuiterei hier durch heimliche Anstellung von Ordensgliedern als öffentliche Lehrer, dort durch Abhaltung von Missionen wieder alsgemach den Weg in's Land zu ebnen, wurden durch die Wachsamkeit der Bundesbehörde vereitelt. Staats- und sittengefährliche Lehrbücher des Jesuitismus, welche da und dort in Lehranstalten eingeschmuggelt wurden, mußten, von den Behörden und der öffentlichen Meinung verurteilt, wieder entfernt werden. Gestern hat die Diözesankonferenz des Bistums Basel, mit allen Stimmen gegen eine, das bischöfliche Gurnseminar in Solothurn aufgehoben. Nachdem die Anstalt während zehn Jahren Fr. 220,000 gekostet, wollen die Kantone, wenn die Kurie mit den jungen Geistlichen

absolut Jesuitengift ins Land einführen will, wenigstens Fuhrlohn und Spesen nicht mehr bezahlen.

Das alles, liebe Eidgenossen, ist recht und gut. Allein es sind dies allzumal nur kleine Scharmützel, welche die große Schlachtlinie des Feindes nicht brechen. Massen müssen, und auf allen Punkten, in der Gesetzgebung, in der Vollziehung, in der Presse, in den Vereinen, in den Schulen, ganz besonders aber in den Familien, dem Feinde entgegengeworfen, die Vollmacht mit ihrer Grundgewalt, mit dem Recht und der Freiheit der eigenen Überzeugung muß, defensiv und offensiv, gegen ihn in den geistigen Kampf geführt werden.

Alle die vereinzelten Gefechte und Niederlagen beirren und stören denn auch den Jesuitismus in seinen Eroberungsplänen und weiter Operationen gar nicht. Schauen wir hin über die Alpen nach Rom!

Dort in der „ewigen Stadt" arbeitet der Generalstab des Ordens seit 50 Jahren an der Eroberung und Umgestaltung der Welt durch neue Lehren der Religion, der Politik und der sozialen Ordnung der Völker ruhig fort. Und mit welchem Erfolg?

Durch unterwürfige Dienstbeflissenheit und die glücklichen Erfolge derselben haben sich die Häupter des Ordens anfangs den Weg in den Vatikan und in die päpstlichen Kabinete zur ratgebenden Mitherrschaft über die katholische Kirche geebnet. Unter Gregor XVI., der des Ordens Gönner war, nahmen sie bereits die Ruderbänke im Schifflein Petri ein. Als der milde, den Ideen der Zeit zugänglichere Pius IX. kam und seine Windrose noch schwankend war, warteten sie zu, bis schlimme Erfahrungen, ältere Tage und Schwachheiten eines frommen Gemütes den Mann überwältigt hatten. Darnach haben sie, um auf dem Erdkreis selbst zu binden und zu lösen, die Frömmigkeit des alternden Greises mit ihrer Aqua Toffana berückt und ihm unvermerkt einen Schlüssel Petri nach dem andern aus der Hand genommen. Jetzt sitzen sie selbst am Steuer des Schiffleins

Petri. Es liegen die Leitung der Kirche und ihre Geschicke in ihrer Gewalt.

Die Propaganda, das Germanische Kollegium und andere höhere Lehranstalten in der Metropole der katholischen Welt haben sie in ihrem Besitz und pflegen sie als Staatsschulen von Theologen und Seelsorgern ihres Systems für alle Nationen und Länder der Erde. Der General des Ordens ist in den päpstlichen Gemächern der vertrauteste Hausfreund und tägliche Ratgeber. Zur Leitung und Beherrschung der öffentlichen Meinung wurde durch päpstliches Dekret vom 12. Hornung 1866 das offizielle Tagesblatt der päpstlichen Kurie „Civiltà cattolica", einem besondern Kollegium übergeben, welches der Jesuitengeneral zu ernennen hat. Vor einiger Zeit hat dieses offizielle Jesuitenorgan des Vatikans die Inquisition, „jene fluchwürdigste aller Einrichtungen, wie ein Schriftsteller sagt, die jemal der menschliche Wahnsinn erdachte," als „ein erhabenes Schauspiel sozialer Vollkommenheit" gepriesen. Der vielversprochene Syllabus des päpstlichen Rundschreibens vom Jahr 1864, dieses ungeheuerliche Programm der streitenden Kirche gegen die Vernunft des Jahrhunderts, wurde vom Busenfreunde der Jesuiten, dem Kardinal Bilio, redigiert, nach einer andern Lesart aber, von einem bekannten Doktor und Pater des Jesuitenordens verfaßt. Die Bearbeitung der Vorlagen an das gegenwärtige vatikanische Konzilium wurde vom Papste dem Jesuiten Pater Schrader übertragen. Das ganze römische Kirchenregiment ist seit Jahrzehnten, vom Koch bis zum Kardinal Antonelli, eine vollständige, absolute Jesuitenwirtschaft. In Rom ist heute nicht mehr Petrus, sondern Ignatius von Loyola der Fels, auf dem die Kirche steht.

Oder sage ich zu viel? Leider nicht, o Eidgenossen! Sind es nicht die Jesuiten, welche am 8. Dezember 1869 zur allgemeinen Kirchenversammlung als Triumphatoren in den Dom des heiligen Petrus eingezogen? Und schreiten nicht mit wenigen Ausnahmen, alle die 700 Kirchenväter als Besiegte, teils ein-

gespannt, teils angefesselt, an dem Wagen ihres Triumphes daher? Haben sie nicht auch jetzt wieder, wie vormals ihr General Lainez in Trient, die Entscheidungen des Konzils in ihrer mächtigen Hand? Sind nicht sie es, welche die Zungen und Herzen der Konzilsmehrheit wie Wasserbäche leiten? Ja, so hoch sind sie auf dem Gipfel der Verwegenheit angelangt, daß sie von den Vätern der Kirche eine Gotteslästerung, vom Episkopat der Kirche einen allgemeinen Selbstmord, nämlich die Erklärung verlangen, daß der Papst als Kirchenoberhaupt unfehlbar sei, daß er, wie Gott selbst, nie irren könne, daß er, ein sterblicher Mensch, der alleinige Pächter göttlicher Weisheit, der einzige Besitzer der unergründlichen Tiefe aller göttlichen Erkenntnisse auf Erden sei, daß er, ein sterblicher Mensch, mit seinem Verstande die Unendlichkeit Gottes umfasse und alle die unerforschlichen Geheimnisse der Gottheit wisse, die kein Auge je gesehen, kein Ohr je gehört, und die in keines Menschen Herz gekommen sind.

Ja noch mehr! Die Jesuiten verlangen und befehlen, daß die ganze Welt, bei der Strafe ewiger Verdammnis, ihnen die Unfehlbarkeit des Papstes glauben und von ihrer Wirklichkeit und Wahrheit, als Erfordernis zur ewigen Seligkeit, überzeugt sein soll. Und es ist ihnen dieses sogar die Hauptsache, der heimlich schon lange ausgedachte Hauptzweck des ganzen dermaligen Konziliarischen Schauspieles.

Wer hätte aber im XIX. Jahrhundert einen solchen Schwindel noch vorausgesehen? Wer hätte von der sprichwörtlichen List und Klugheit der Jesuiten einen solchen Fehler, eine solche Absurdität der Logik und des gesunden Menschenverstandes erwartet?

Liebe Eidgenossen! Ihr werdet mich fragen! Wie denn die so klugen Menschen zu all diesem Schwindel gelangt seien? Wohl haben die Häupter des Ordens auch das Konzil von Trient beherrscht. Allein so hoch und verwegen haben sie sich damals noch nicht in den Himmel verstiegen. Wie sind sie denn, diese

Menschen im XIX. Jahrhundert, Angesichts der heutigen Wissenschaft und Zivilisation, zu solcher Kühnheit gekommen?

Das Rätsel ist leicht zu lösen. Die Jesuiten haben das Wagstück Schritt für Schritt mit der Welt probiert, probiert einerseits die Stärke des Glaubens der Gläubigen, probiert andrerseits die Ergebenheit, die Nachsicht und das Gehenlassen der Regierungen.

Den Glauben der Gläubigen probierten sie mit ihrem alten Lieblingsthema, mit der Glaubenslehre von der unbefleckten Empfängnis Mariä, die der Papst am 8. Dezember 1854 — am Jahrestag des ersten Freischarenzuges — als Glaubensgebot für die ganze katholische Welt verkündet. Und siehe, in der Kirche von 150 Millionen Gläubigen nirgends Widerspruch. Die einen glaubten, die andern lachten — alle schwiegen. Die Probe mit dem Glauben war gelungen. Sie erhielt in der Heiligsprechung der Jesuitenmissionäre in Japan und anderer sonderbarer Heiligen den passenden Rahmen. Man durfte nach einer Weile weitergehen.

Am 8. Dezember 1864 — abermals am Jahrestage des ersten Freischarenzuges — wurde der bürgerliche Staat, die Wissenschaft, der Zeitgeist, die Zivilisation des Jahrhunderts mit dem berüchtigten Syllabus probiert. Die Tagespresse protestierte; die Schulwissenschaft disputierte; die Regierungen drückten Augen und Ohren zu; die Völker schwiegen. Auch die zweite, wichtigere Probe war ebenfalls gelungen. Sie wurde im Jahre 1867 mit der Heiligsprechung des spanischen Inquisitors Pater Arbues, des blutigsten und erbarmungslosesten Ketzerverfolgers seiner Zeit, gekrönt, um der Welt zu sagen: Die Inquisition sei die Wurfschaufel, um die Welt vom Unkraut zu säubern.[1]

---

[1] Wer diesen neuen Heiligen näher will kennen lernen, lese die Schrift „Pater Arbues und die spanische Inquisition. Historische Skizze, zugleich Erläuterung zu W. v. Kaulbachs Bilde „Arbues“. München 1870.“

Nach diesen Proben und Signalen durfte abermals weiter gegangen werden. Es wurde ein allgemeines Konzilium ausgekündet, um der römischen Kirche und ihrem künftigen Weltregiment die Grundlage von allgemeinen Glaubenslehren zu geben. Auf die Verdammungsdekrete des Konzils mußte aber die Welt abermals vorbereitet und an dieselben gewöhnt werden. Am 12. Oktober 1869 wurde die Bombe einer revidierten Exkommunikationsbulle in die Welt geworfen. Schon war man so sehr an die sonderbaren Neuigkeiten aus Rom, so sehr an das umgekehrte Zifferblatt der römischen Kirchenuhr gewöhnt, daß, außer einigen Tageblättern, niemand mehr von den neu elektrisierten Bannstrahlen des Vatikans Notiz nahm. Und war dann dieses vatikanische Hochgewitter so gleichgültig? Je nach der Gegend. Seine Blitzschläge sind auf das Herz des Völkerlebens gezielt, aber töten da nicht mehr, wo die Vernunft stärker als der blinde Glauben ist.

Zum dritten Male sollte der Jahrestag des ersten Freischarenzuges durch ein Jesuitenwerk berühmt werden. Am 8. Dezember 1869 zog das sog. allgemeine Konzilium zur ersten Versammlung in die Peterskirche zu Rom ein. Und welches sind die großen Taten, welche die Welt bisher von diesem Konzilium vernahm? — Als die Jesuiten sahen, daß sie unter den Vätern einige kühne und beredte Gegner haben, ließen sie ihnen den Mund mit eng geflocht'nen Reglementen verkörben. Die 80 Lehrsätze des berüchtigten Syllabus wurden zur Grundlage einer neuen Glaubenslehre gemacht. Der revidierten Exkommunikationsbulle wurde die stillschweigende Sanktion erteilt. In 21 Verfluchungssätzen wurde die Musterarbeit des Jesuiten Schrader über Verwandlung des Syllabus in kanonische Glaubenssätze vorgelegt. Als höchster künftiger Glaubenssatz der Kirche wurde von der Jesuitenpartei in sklavischer Erniedrigung zu den Füßen des Papstes die göttliche Unfehlbarkeit des römischen Stuhles beantragt oder um selbe gebettelt. Endlich soll man auch die leibliche Himmelfahrt Marias als Glaubens-

satz für die katholische Kirche verlangen — eine Idee, die schwerlich jemand in der Welt viel Kopfschmerzen machen wird. Auch mag das Konzil selbst sich darüber wenig Kopfbrechens machen, indem später der unfehlbare Papst zu seinen übrigen, Marianischen Liebhabereien bald auch diese und viele andere hinzufügen wird.

Anders, o Eidgenossen, verhält es sich mit dem vielgenannten Syllabus, anders mit der aus mittelalterlichem Material parquetirten Exkommunikationsbulle, anders mit den Musterarbeiten in Kanones oder Fluchsätzen zur Einführung des Jesuitenkatholizismus, anders endlich mit der neuen Erfindung des Dogmas von der Unfehlbarkeit des Papstes.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Päpste, so viele noch deren folgen mögen, werden nach wie vor, dem Petrus gleich, schwache fehlbare Menschen bleiben. Ihre Geschichte weist dafür eine lange Reihe schlagender Zeugnisse auf. Ich füge den schon erwähnten noch andere bei.

Papst Innozenz I. (401—417) verdammte den Pelagius und seine Anhänger als Ketzer. Sein Nachfolger Papst Zosimus (417—418) hob die Verdammnis auf und erklärte den Pelagius für rechtgläubig. Welcher Papst von beiden war der Unfehlbare?

Papst Hormisdas (514—523) erklärte es für eine greuelhafte Behauptung, daß einer aus der Dreieinigkeit gekreuzigt worden sei. Papst Johann II. (532—536) verdammte den Ausspruch des Papstes Hormisdas als gottlos und wahnsinnig. Welcher von beiden war da der Unfehlbare?

Die Päpste Leo der Große (440—461) und Gelasius I. (492—496) erklärten alle, die beim Abendmahl nur das Brod ohne den Kelch nahmen, für Ketzer. Vom XII. Jahrhundert an schrieben die Päpste vor, es sei den Laien nur das Brod zu reichen, und diejenigen, welche auch den Kelch verlangten, wurden mit der ewigen Verdammnis belegt. Welche Päpste waren da die Unfehlbaren?

Papst Bonifaz II. (530—532) hatte seinen Nebenbuhler um den päpstlichen Stuhl auf die Seite geschafft und über den

Toten noch den Bannfluch ausgesprochen. Papst Agapet I. erklärte den Bannfluch, weil aus Rachsucht hervorgegangen, für nichtig und ließ ihn öffentlich in der Peterskirche verbrennen. Welcher Papst war hier der Unfehlbare?

Papst Sixtus V. (1585—1590) erklärte seine lateinische Bibelübersetzung, die sog. Vulgata, für die einzig wahre und vollkommen richtige. Papst Klemens VIII. ließ an dieser Übersetzung wesentliche Änderungen vornehmen. Welcher war da der Unfehlbare?

Papst Innozenz XII. belegte das Tabakschnupfen in der Kirche mit dem großen Bannfluche. Papst Benedikt XII. gestattete jedem Schnupfer auch während des Gottesdienstes seine Prise. Welcher Papst war hier der Unfehlbare?

Im Jahre 1773 hat Papst Klemens XIV. den Orden der Jesuiten als verderblich und gemeingefährlich für immer und ewig aufgehoben. Im Jahre 1814 hat Papst Pius VII. denselben, „auf Grund seiner Gelehrsamkeit, Sittlichkeit und Frömmigkeit", wieder hergestellt. Welcher der beiden Päpste war da der Unfehlbare?

Sind das nicht alles wiederum sehr sonderbare, unbegreifliche Sachen?

Allein, o Eidgenossen, das Beste kommt erst nach. Wie will man die Unfehlbarkeitserklärung zustande bringen? Das parlamentarische Kunststück des heil. Geistes soll also abgespielt werden. Zuerst muß die Mehrheit der Konzilsväter mit einer fußfälligen Petition an den Papst gelangen und von ihm die Gnade erbitten, er möchte doch dem Konzilium die Glaubenslehre, daß er unfehlbar sei, zur Annahme vorlegen. Eine Minderheit der Väter macht beim Papst eine Gegenvorstellung. Diese wird nicht gehört. Doch sehen die Jesuiten daraus, daß die Sache die Einstimmigkeit des Konzils nicht habe. Nach bisherigem Konzilienrecht waren aber nur solche Glaubenslehren allgemein verbindlich, die von einem allgemeinen Konzil einstimmig angenommen wurden. Es hinkte also — ich rede von der Sache gerade so menschlich, wie sie von

den Jesuiten betrieben wird — es hinkte also mit der Glaubenslehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit. Allein die Jesuiten wissen Rat. Das Konzil mußte anders, und zwar nach Art einer gewöhnlichen menschlichen Versammlung, reglementiert werden. Alsobald erließ der Papst ein Reglement, nach welchem dermal auch eine bloße Mehrheit des Konzils allgemeine verbindliche Glaubenslehren beschließen kann. So war die Sache wieder in's Geleise gebracht. Um aber endgültig zu sein, muß jeder Konzilienbeschluß vom Papste bestätigt werden. Natürlich wird der Papst die von ihm vorgeschlagene Unfehlbarkeit bestätigen und erklären: Ihr Väter der Kirche wisset zwar nichts; allein hier habt ihr etwas gewußt und die Wahrheit auf alle Zeiten zum letzten Mal gefunden: ich bin wirklich unfehlbar. Warum? Erstens bin ich der Nachfolger Petri; zweitens bin ich der Statthalter Jesu Christi auf Erden; und drittens bin ich noch mehr: ich bin nach dem Bischof von Hebron, Mermillod von Genf, der von niemand widerlegt wurde, der zum dritten Mal geborene Christus, mithin die zweite Person der Gottheit selber, auf Erden. Aber siehe Wunder! Gerade in dieser hohen Eigenschaft werden die Jesuiten nach den eigenen Worten des Heilandes, den Papst mit seiner Unfehlbarkeit zum offenbaren Gegenchrist auf Erden machen. Denn Christus hat erklärt; „So ich von mir selbst zeuge, so ist mein Zeugnis nicht wahr" — will sagen: so ich mir selbst das Zeugnis gäbe, ich sei unfehlbar, so wäre das nicht wahr. Und damit jedermann wisse und glaube, daß auch dieses Wort des Herren wahr und eine Kraft Gottes sei, erklärte er am Schlusse seines Lehramtes: Was ich geredet habe, das alles habe ich nicht aus mir selbst geredet, sondern ich habe nur geredet, was mir der Vater gesagt und zu reden befohlen hat. — Ist das an der Unfehlbarkeitserklärung von dem Sonderbaren nicht das Allersonderbarste?

Doch, liebe Eidgenossen, ist denn die Unfehlbarkeit des Papstes auch so gefährlich, daß es sich der Mühe lohnt, da-

gegen aufzutreten und sie zu bekämpfen? Die Antwort liegt vor den Augen. Der unfehlbare Papst wird künftig ohne die Bischöfe der Völker, ohne Konzilien, lediglich mit den Jesuiten, den Glauben, die Sittengesetze, die kirchliche Ordnung, den gottesdienstlichen Kultus der katholischen Welt bestimmen. Er schreibt, bei der Strafe ewiger Verdammnis und mit dem Fluch der Exkommunikation, nach Befinden Glaubenssätze und Sittenlehren vor. Er definiert gegenüber der Staatsgewalt die Rechte und Gesetze der Kirche und, indem er seine Gläubigen unter einer Todsünde zu deren Beobachtung verpflichtet, schafft er im Lande gegenüber mißbeliebigen Staatsgesetzen zweierlei Gewissen, solche, welche sie anerkennen, und solche, welche sie nicht anerkennen. Er stellt freie geistliche Glaubens- und Sittengerichte auf und bekämpft mit diesen die Gerichtsbarkeit und Gewissensfreiheit der bürgerlichen Verfassungen. Er macht neue Heilige und neue Feiertage und stört die Arbeit, die Industrie und den Wohlstand der Völker. Er verfügt frei über die Bildung, Anstellung, Wirksamkeit und geistige Richtung der gesamten Geistlichkeit vom Erzbischofe bis zum Kandidaten der Theologie hinab und organisiert sie zu einer stehenden Armee gegen die staatliche Ordnung. Er befiehlt und verdammt nach Belieben in Ehesachen und im öffentlichen Schulwesen der katholischen und paritätischen Länder. Er errichtet Orden und Klöster, Wallfahrten und Ablässe, Kongregationen und Bruderschaften, Tarife und Taxen für Dispensen und Absolutionen und nimmt den Erwerb, Geld und Gut des frommen Glaubens, für beliebige Zwecke in Anspruch — und das alles unter der Leitung der Jesuiten.

Nach welchen Grundsätzen aber wird der unfehlbare Papst das alles tun? Die Antwort liegt abermals vor Augen. Die Programme sind amtlich bekannt gemacht. Es wird nach den 80 Sätzen des Syllabus von 1864 und nach den Grundsätzen der Exkommunikationen von 1869 geschehen. Und reicht jener Syllabus nicht mehr aus, so diktieren ihm die Jesuiten einen zweiten; und wollen die erlassenen Exkommunikationen nicht mehr

zünden, so schmieden ihm abermals die Jesuiten neue Donnerkeile, die vom Vatikan gegen jeden freien, frischen Baum des Lebens geschleudert werden, bis die Welt in eine öde römische Campagna mit Büffelherden und unabsehbaren pontinischen Sümpfen verwandelt ist. — So wollen es die Jesuiten haben!

So aber, o Eidgenossen, will es hoffentlich Gott, der gütige Schöpfer unserer schönen Erde, nicht haben; und so wollen auch wir es nicht haben. Mögen sie jenseits der freien Alpen Syllabusse erlassen, Exkommunikationen schleudern, ungeheuerliche Glaubenssätze dekretieren, die apostolische Grundlage der Kirchen vernichten, den Gegnern alle Türen der Hölle öffnen und ihnen ihre Gluten zeigen und die Welt bis zu den Sternen mit Anathemen füllen — sie sollen uns mit alledem nicht knechten. Sie sollen, ob es rings um uns noch so „priestert" und noch so kuttet, die Palladien, welche das Vaterland im Jahr 1847 mit dem Blute seiner Söhne und so großen Opfern des Bundes, der Kantone und der Bürger errungen, uns nicht wie Diebe in der Nacht wieder rauben! Wir lassen uns auch keinen neuen katholischen Glauben aufzwingen. Wir haben weder neue Dogmen noch neue Heilige nötig. Katechismus und Kalender sind nach Bedürfnis besetzt. Wir halten an dem Glauben fest, der schon Jahrtausende gut gewesen ist, und in welchem unsere Altvordern lebten, starben und nun, wie wir hoffen, selig in Gott ruhen.[1]

Liebe Eidgenossen! Wir sind hier Protestanten und Katholiken in brüderlicher Eintracht versammelt. Keinem hat Gott den Taufschein seiner Kirche auf die Stirne gezeichnet. Und ich spreche zu Euch vom unfehlbaren Papste, vom Konzil, von Kardinälen, von Bischöfen, von geistlichen Dingen, und wie sie allzumal in der Hand der Jesuiten gefangen liegen. Geht die Sache die Protestanten etwas an? Ja, die Jesuiten sind ihre

[1] Es ist bemerkenswert, daß Herr Nationalrat Dr. Segesser in Luzern fast gleichzeitig eine ähnliche öffentliche Erklärung an die ultramontanen Tollhäusler adressiert hat.

geschworenen Feinde; vor dem Altar haben sie der Reformation ewige Fehde und Verfolgung geschworen. Geht die Sache die Katholiken etwas an? Ja, die Jesuiten sind ihre Despoten, und die Lehren und Taten ihrer Dispotie sind des Katholizismus und der katholischen Kirche Verderben. So geht die Sache beide, Protestanten und Katholiken, vorab in gleicher Weise speziell an. Aber sie geht uns, o Eidgenossen, noch in höherem Maße samethaft und gemeinsam an. Man will uns den Nerv unseres gegenseitigen geistigen, politischen und sozialen Lebens durchschneiden. Man will uns den Frieden unseres Hauses nehmen. Man will uns nicht bloß durch hohe Mauern, sondern auch durch giftige Sümpfe in zwei feindliche Lager scheiden. Man will, wie es beim Sonderbund geschah, der Eidgenossenschaft gemeinsam heiliges Panner zerreißen und uns abermals zum Bruderkriege aufeinander hetzen. Man will uns von Rom aus den alten treuen Gott der Väter nehmen, dem ihr Panner die Freiheit und die Hochachtung der Völker verdankten, und uns dafür einen Dämon aufzwingen, den wir nicht wollen an den wir nicht glauben, den wir verwerfen, weil er den Namen unserer Väter mit Bruderblut befleckt, und die Einheit, Kraft und Ehre der Eidgenossenschaft einst zum Spott der Nationen gemacht hat. Die Sache, die gegenwärtig in Rom gezettelt wird, ist daher für uns nicht katholisch und nicht protestantisch allein; sie ist eine gemeinsame Sache aller, sie ist eine Frage der Völker, sie ist eine große allgemeine Weltfrage.

Darum, o Eidgenossen, Angesichts dieser großen Frage beziehen wir alle, jeder in seiner Stellung, jeder mit seiner Waffe, unsere Posten gegen den gemeinsamen Feind! Schon steht er vor den Toren; ja, schon lassen seine Plänkler mit grimmigem Kampfgeschrei sich in unsern Mauern sehen. Auf zur allgemeinen Wehr! Wiederholt rufe ich: Möchte von dieser Stelle aus der Pfeil meines Wortes in das Herz jedes Eidgenossen, von Genf bis zu Hußens verkohltem Scheiterhaufen vor Kon-

stanz, die Warnung des Edlen von Hünenberg tragen: „Eidgenossen, hütet Euch am Morgarten!"

Wo aber ist unser Morgarten? Sehet hin, Eidgenossen, auf Euere Verfassungen und Gesetze! Sehet hin auf Euere Schulen und Kirchen! Sehet hin auf Euere Gemeinden und Familien! Da ist heute unser Morgarten. Reinigt Euere Verfassungen und Gesetzgebungen von den bisherigen Berechtigungen und Prärogativen der Kirche, die nicht mehr die bisherige Kirche sein will! Schließet Euere Schulen einer Kirche, die mit dem Katechismus der neuen Jesuitenreligion Euere Jugend für die Zwecke ihrer Weltherrschaft zurichten will! Traget Sorge, die strengste, und duldet es nicht, daß der neue Jesuiten-Katholizismus, daß die jesuitisierte Kirche des Vatikanischen Konzils mit ihrer Religion offen oder geheim bei Euch Politik treiben! Tretet in den Gemeinden, tretet in den Familien, bei jedem Anlaß und mit Macht, den neuen Kirchenlehren entgegen, bauet in den Herzen und Köpfen Euerer Kinder und Angehörigen einen festen und entschiedenen Damm gegen ihre Anerkennung, setzet den Anathemen der Jesuiten die Anatheme Eueres geheiligten Familienrechtes entgegen, und nehmet gegen süße Schleicher den Hausschlüssel in gute Verwahrung! Unabhängigkeit und freies Recht des Bürgers gegenüber der Kirchengewalt: Das sei der Sinn in dem wir die Trennung von Staat und Kirche verstehen! Das sei fortan kurz und einfach das Staatskirchenrecht der Eidgenossen, das Recht, welches unter die Autorität, den Schutz und die Aufsicht des Bundes gestellt, welches jedem Bürger, jeder Gemeinde, jedem Kanton von bundeswegen unverbrüchlich garantiert werden soll!

Das, o Eidgenossen, sollen unsere Wege und unsere Ziele in der Lösung der Frage sein, welche der Übermut der Jesuiten heute an unsern Verstand, an unsere Tatkraft, an unsere Freiheit gestellt hat. Diese Lösung der Frage wird sich nicht ohne Kampf vollziehen; und die Entscheidung dieses Kampfes hat vielleicht die Vorsehung, wie vor vierthalbhundert Jahren, auf eine äußerste

Linie, vielleicht auf den Markstein einer neuen Zeitwende der Geschichte gelegt. Es sei! Wenn es vom Himmel also geordnet, von der ewigen Weisheit dessen, der die Geschicke der Völker lenket, also bestimmt ist, so ist unsere Pflicht, den Kampf zu bestehen. Im Beispiel der Väter ist uns der Sieg verheißen. Als der Kaiser im Jahre 1114 dem Kloster Einsiedeln, auf verdächtige Pergamente hin, der Schwyzer Wald und Alpen bis an die „Schneeschmelze" zusprach, unterzogen sich die Schwyzer dem Spruch des Kaisers nicht. Uri und Unterwalden standen zu ihrem Recht. Sechsunddreißig Jahre widersetzten sich die Dreie. Sie fielen 1150 in die Reichsacht und 1151 in den Bann des Bischofs von Konstanz. Auch der Bann bezwang sie nicht. Die Priester mußten ihres Amtes tun oder das Land verlassen.

Elf Jahre lang, von 1240—1251, hat Zürich wegen Besteurung der Geistlichen im Bann und Interdikt, ohne Priester und Kirche, gelebt, dann im Vergleich ein billig Recht behauptet, und den Frieden mit der Kirche wieder gefunden, ohne daß Papst und Bischof aus dem Spahn ein höheres Ansehen davon getragen hätten.

Ums Jahr 1400 waren die Appenzeller mit dem mächtigen Abte von St. Gallen stößig worden, und deshalb in des Reiches Acht und des Bischofs Bann gefallen. Die Landsgemeinde ließ sich dessen wenig zu Herzen gehen. Sie beschloß, man wolle „in dem Ding" nicht sein. Die Priester mußten singen, lesen und alle Gottesrechte tun. Wer sich dessen weigerte, wurde des Landes verwiesen. Dabei grünten die Alpen, gediehen die Herden und alles Volk blieb gesund und fröhlich wie sonst.

Endlich und ebenso, als das große Gottesgericht der Reformation über die entartete Kirche hereinbrach, wo Rom, wie heute wieder, die Weisheit nicht hatte, das Schiff Petri durch notwendige Ausbesserung in den Fugen zu erhalten, sondern es eigensinnig in die Brüche gehen ließ, hat deshalb der Himmel seine Sonne weder halbiert noch fortan einzig auf die Flagge Petri scheinen lassen. Vielmehr haben die Fügungen Gottes

die Reformation auf beiden Seiten mit den besten Folgen begleitet. Hier war es die Emanzipation der Vernunft und die Freiheit der Wissenschaft, welche nachgerade das Leben in allen Gebieten mit wohltätigen Fortschritten segneten; dort war es der Kampf um das Dasein, die Not der Selbsterhaltung, welche Licht, Fortschritt und besseres Leben auch in die alte Kirche brachten.

Seht, o Eidgenossen, auch in solchen Kämpfen auf das Beispiel der Väter! Warum sollen wir, wenn wir dazu gezwungen werden, nicht ein Gleiches tun? Wissen wir weniger als die Alten, was in Sachen unseres Rechtes ist? Oder ist der Gott des Lichtes und der Freiheit gestorben, der den Vätern in solchen Dingen Mut, Kraft und Verstand gegeben? Nein, auch wir nehmen die zu dieser Zeit an uns gestellte religiöse Frage mit vereinter Hand und mit verbrüderten Herzen gegen den gemeinsamen Feind auf; und wir rufen ihm gerade am heutigen Gedächtnistage der Freischaaren laut und offen, ernst und mannhaft unsere Losung zu, deren Zeuge ob uns Gottes freier Himmel sei!

Der Festvorstand hat mich beauftragt, Euch diese Losung in folgenden Kundgebungen zu beantragen:

Beschlüsse der Volksversammlung in Langenthal.

am 3. April 1870.

I.

Wir erheben öffentlichen und feierlichen Protest und protestieren gegen das Wirken und die Bestrebungen der Jesuiten und des Jesuitismus, die von der Geschichte angeklagt und überwiesen sind, daß sie mit ihren Lehren die Moral der Völker vergiften und ihre Religion in Aberglauben, törichten Pharisäismus und Fanatismus verkehren; daß sie seit der Machtstellung ihres Ordens in allen Ländern, wo sie herrschten, im Namen der Religion Verschwörungen, Bürgerkriege und fanatische Blut-

taten stifteten; daß sie, als geschworene Vorkämpfer der römischen Hierarchie überall zwischen den verschiedenen Glaubensgenossenschaften den konfessionellen Frieden stören, und den Gläubigen ihrer Kirche Mißtrauen, Verdammungssucht und Verfolgungsgeist gegen Andersgläubige einpflanzen und selbst zur Gewissenssache machen; daß auch sie es sind, welche vor 25 Jahren in unserm Vaterlande das Feuer schürten und durch ihre Werkzeuge im Volk und in den Räten die Parteien entzweiten, bis das Vaterland am Trient, an der Emme, vor den Toren von Luzern, dann bei Honau und Gislikon das Blut seiner Söhne trank und die Eidgenossenschaft am Rande ihres Unterganges stand.

Heute ist aber die Macht des Ordens und sind die Erfolge seiner Anstrengungen größer und gefahrvoller als vor 25 Jahren. Sie mahnen daher abermals auch bei uns Volk und Räte zu wachsamem eidgenössischem Aufsehen.

Wir erwarten, daß die Behörden des Bundes und der Kantone den Kampf mit dem Feinde nicht abermals an die Initiative des Schweizervolkes kommen lassen. Wir hoffen, die Behörden des Bundes und der Kantone werden, im Hinblick auf die Lehren der Geschichte und treu der Vorschrift und Absicht der Bundesverfassung, jedem Vorgehen des Jesuitenordens und seiner Verbündeten, wie und wo im Land es sei, sofort mit aller Entschiedenheit begegnen, und weder seinen Missionen im Volke noch seinen verderblichen Lehren in den Bildungsanstalten der Jugend irgend Statt und Zutritt geben.

II.

Wir erheben öffentlichen und feierlichen Protest und protestieren gegen alle jene Grundsätze des päpstlichen Syllabus vom 8. Dezember 1864, der päpstlichen Exkommunikationsbulle vom 12. Oktober 1869, sowie der neuen, von der römischen Kurie auf das gegenwärtige Konzil projektierten Glaubenslehren, welche dem Geiste und den Grundsätzen unserer Bundesverfassung, dem Geiste und den Bestimmungen der Verfassungen und Gesetze unserer

Kantone, dem Geiste und den Bedingungen des konfessionellen Friedens unter den Eidgenossen, den vertragsmäßigen, gesetzlichen oder hergebrachten Rechten und Einrichtungen unserer Kirchen- und Religionsangelegenheiten, den Rechten und Freiheiten des souveränen Schweizervolkes, der freien Organisation und Pflege unserer republikanischen Volksbildung durch die Schule, Presse und das Vereinswesen, der freien allseitigen Entwicklung unseres politischen und sozialen Lebens, sowie den Bedingungen und Fortschritten der allgemeinen und nationalen Zivilisation widerstreiten.

Wir erklären öffentlich und feierlich, daß wir, jeder an seinem Ort, und bei jedem Anlasse, in den Behörden, in der Presse, in den Vereinen, in den Schulen und in der Familie, jene Grundsätze als unstatthaft, verderblich, verwerflich, und weil mit dem Geiste des Christentums in Widerspruch, auch als unverbindlich gegen jedermann, wer er sei, Geistlicher oder Weltlicher, mit aller Entschiedenheit und in allen ihren Folgerungen bekämpfen werden.

Dabei hoffen und erwarten wir, es werden von den Behörden der Kantone, und vorab von den hohen Bundesbehörden rechtzeitig entsprechende Maßnahmen getroffen werden, welche die amtliche Bekanntmachung und praktische Anwendung aller jener Grundsätze in ganzem Umfange der Eidgenossenschaft verhindern.

III.

Wir beauftragen unsern Festvorstand, diese unsere Protestationen, Erklärungen und Erwartungen durch die öffentlichen Blätter dem gesamten Schweizervolk zur Kenntnis zu bringen, mit der Einladung an alle frei und vaterländisch gesinnten Männer, im Sinn und Geist derselben, nach Maßgabe ihrer Verhältnisse, ebenfalls einzeln und in Vereinen zu wirken, auf den Gang der Dinge in und außer dem Vaterlande ein aufmerksames Auge zu richten, und, wenn die von den Jesuiten mißleitete Kirchengewalt

es aufs Äußerste treiben und dem Geiste der Zeit, in Wissenschaft und Leben, allgemeinen Krieg erklären wollte, dann zur Rettung der Rechte und der Freiheit des Landes, zur Rettung der menschlichen Vernunft vor hierarchischer Sklaverei ebenfalls das Äußerste, die Lossagung von den Fesseln einer solchen Zwangsherrschaft, in Aussicht zu nehmen.

IV.

Endlich beauftragen wir den Festvorstand, die vorstehenden Beschlüsse unserer Versammlung dem hohen schweizerischen Bundesrate mitzuteilen und dieselben mit folgender Adresse zu begleiten:

Langenthal, am 3. April 1870.

Die Volksversammlung in Langenthal
an den
hohen schweizerischen Bundesrat.

Herr Bundespräsident!
Herren Bundesräte!

Die heute in Langenthal tagende Versammlung beehrt sich, Ihnen mitfolgende Erklärungen und Beschlüsse mitzuteilen.

Sie betreffen eine von der Zeit getragene, hochwichtige Angelegenheit religiös-politischer Natur.

Diese Erklärungen und Beschlüsse sind der Ausdruck der Gesinnung von Schweizerbürgern verschiedener Konfessionen.

Wohl mit Recht. Denn sie beschäftigen sich mit Fragen, welche jede Konfession berühren und dem ganzen Schweizervolke, dem gesamten Vaterlande angehören.

Sie haben vor einiger Zeit in Ihrer Antwort auf das Kreisschreiben des bayerischen Ministerpräsidenten, in betreff der Stellung der Staatsregierungen zum gegenwärtigen in Rom versammelten Konzilium, Ihrerseits die Wahrung der

Rechte der Eidgenossenschaft gegen allfällige Übergriffe der Kirchengewalt in Aussicht gestellt.

Es hat diese Ihre Erklärung die allgemeine Zustimmung des Schweizervolkes erhalten. Wir begleiten dieselben ebenfalls mit unserm ungeteilten Beifall.

Die Ereignisse in Rom nehmen nun aber einen solchen Verlauf und scheinen bald einem so ernsten Abschluß entgegen zu gehen, daß jeder Freund des Vaterlandes darüber mit Besorgnis erfüllt wird.

Sie werden es daher unserem Patriotismus verzeihen und in dieser unserer Kundgebung weniger einen Schritt der Unbescheidenheit, als vielmehr eine freudige Unterstützung ihrer Behörde in der wichtigen Angelegenheit ab Seite der öffentlichen Meinung erblicken und darum es wohlwollend entgegen nehmen, wenn wir hiemit an Sie das ehrerbietige Gesuch richten:

Sie möchten bei Ihren daherigen, wohl nahe bevorstehenden Schlußnahmen die allseitigen Rechte des Bundes, der Kantone und des Schweizervolkes, insbesondere aber die in so hohem Maße gefährdeten Bedingungen des konfessionellen Bruderfriedens unter den Eidgenossen aufs kräftigste wahren, und dabei versichert sein, daß die Nation in ihrer großen Mehrheit, oder vielmehr einmütig Ihr Vorgehen freudig beglückwünschen und mit Herz und Hand unterstützen wird.

Genehmigen Sie, Herr Bundespräsident, Herren Bundesräte, die ehrerbietige Versicherung unserer vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit.

Namens der Volksversammlung in Langenthal:
Der Festvorstand.

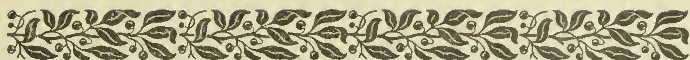
Das, liebe Eidgenossen, die Anträge des Festvorstandes. Wenn Ihr denselben beipflichtet, und sie zu Beschlüssen der heutigen Versammlung erheben wollet, so lade ich Euch ein, dieses mit dem Bundesschwur der Väter im Rütli zu bekräftigen und mir nachzusprechen:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, —
„In keiner Not uns trennen noch Gefahr. —
„Wir wollen frei sein, wie die Väter waren;
„Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben. —
„Wir wollen trauen auf den höchsten Gott, —
„Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.“ —

Der Gott der Väter segne unsern Bund!



Bekenntnisse.



Bekenntnisse.

Aus Kellers Selbst-Biographie. Die Arbeitsamkeit der Eltern und die Bewirtschaftung eines mühsamen Bauerngewerbes hielt mich schon früh fast zu jeder Art von Haus- und Feldarbeiten an, welche ich bis in mein 16. Jahr durchmachen mußte. Ich lernte dabei nicht bloß arbeiten, sondern auch dulden, entbehren, in mancher Not beten und — in keinem Sturm verzagen. Ich habe dem praktischen Landleben ebenso viel als dem Studium der Philosophie zu danken.

* * *

1828. Die Geschichte handelt seit Jahrtausenden immer von dem einen Menschengeschlecht, erzählt in alter wie in neuer Zeit von Schlacht, Krieg, Frieden und Veränderung aller Art, die sich fast jedes Jahrhundert bald da bald dort wiederholen. Wie kommt's aber, daß eben diese Geschichte, trotz der Ähnlichkeit ihres Stoffes, mit dem Zeitpunkt, als der Sturmwind Gottes, welcher einst zu Jerusalem im Saale erbrauste, auch die Nationen des Abendlandes anblies, einen ganz andern Charakter, eine wunderbar hervortretende Individualität annahm und unter dem Namen der neuern Geschichte zur alten Geschichte die andere Hemisphäre in den Annalen der Menschheit bildet? Das tat die Macht des Christentums, der Hauch des Geistes Jehovas und eben dieser Hauch, der hl. Odem, behaupte ich, hat trotz des analogen Organismus Tierheit und Menschheit durchaus und absoluterweise in zwei Hemisphären streng geteilt.

* * *

1828. An seine Braut. So sehr ich den Aberglauben und die Bilderverehrung hasse, so bin ich doch noch so gut katholisch, daß ich die ganz kahlen Kirchen um den Tod nicht leiden kann und oft stundenlang vor einem bescheidenen Seitenaltare andächtig dastehe, wenn mich ein seelenvolles Gemälde so eigentlich anspricht.

Du weißt, ich bin weder engherzig noch pedantisch, aber doch ein Katholik. Die Konfession aber bedingt das Lehramt und das Familienleben in gar vielen und zarten Punkten.

* * *

In betreff der Abendmahlsfeier so hat mir eigentlich nur die österliche, die ursprüngliche schöne Bedeutung, als das große Gedächtnismahl, wie einst die ewige Liebe, wie der Gottessohn sich mit Fleisch und Blut, mit Leib und Leben, der Menschheit hingegeben und für seine hl. Überzeugung gestorben ist. Zu dieser hochheiligen Feier aber läßt sich mein Herz auf keinerlei Weise nötigen, es begeht sie aus freien Stücken und gern. Ebenso verbietet mir die Verehrung diese Feier, sie zu irgend einer Art Schauspiel zu mißbrauchen. Ich werde daher weder mit Dir noch sonst jemanden zu dem hl. Tische besonders gehen, sondern nur mit der Gemeinde, wie die Apostel, wo ich bei dem schönen Liebesmahle in meinem Feinde einen Bruder, wie in Dir meine geliebte Schwester in Christus finde und liebe.

* * *

1828. Wenn ich die Geschichte der Jesuiten durchblättere, so muß ich sie als die größten Politiker anerkennen, deren Politik sie aber zur schändlichsten Spitzbuberei, zu Meineid und Hochverrat an Papst, Kirche und Staat hinführte. Sie sind die Mordbrenner, welche Deutschland in die Flammen des 30-jährigen Krieges warfen; sie sind es, welche in Portugal und Spanien Straßenraub im großen getrieben und die Nationen verführten. Die Begründer des Ordens waren Freunde der Wissenschaft und der Kirche, ihre Nachfolger wurden Prediger und Ver-

fechter der Dummheit, die Pflegeväter und Erzieher des Aberglaubens, der Selbstsucht und Niederträchtigkeit. — Ich sah den Drachen des Jesuitismus in und außer dem Vaterlande immer größer und grimmiger werden, bis er im Mai 1844 am Triente eine zweite Bartholomäusnacht anstellte und über dem vollbrachten Brudermorde sein Tedeum sang. Man erschrak und schrie über die Untat. Mir aber sagte der Geist, die Zeit sei gekommen, wo man mit offenem Helme dieses Ungeheuer in seinen eigenen Schlupfwinkeln aufsuchen und entweder siegen oder unterliegen müsse. Ich stellte daher in der außerordentlichen Sitzung des Großen Rates vom Brachmonat den Antrag: „Es wolle der Kanton Aargau im Hinblick auf die Gefahr des Vaterlandes, von der hohen Tagsatzung die Ausweisung der Jesuiten aus der Eidgenossenschaft verlangen.

Bei derlei Erscheinungen (Cölibatsspektakel auf der Universität Freiburg) kommts doch einem so vor, als ob es in kurzer Zeit notwendig anders werden müßte. Ja, Gott geb' es, daß es anders, aber besser werde! Nicht als ob ich eine Calvinische, oder Zwinglische, oder Lutherische Reformation wünsche. Christus war so wenig Calvinisch, Zwinglianer oder Lutheraner als römischer Katholik. Er war Christus und wir sollen Christen sein und keine Päpstler und keine Kirchler, wie wir sie in allen Konfessionen finden. Die Protestanten haben heutzutage so gut ihren Papst wie die Katholiken, nur mit dem Unterschiede, daß unserer doch nur einköpfig, jener aber tausendköpfig ist. Die Kirche auf ihren ursprünglichen Zustand zurückführen zu wollen, ist Unsinn und wer an eine Zurückführung glaubt, der hat weder die Zeitgeister der Menschengeschichte, noch die Menschennatur und Bedeutung des Christentums als der alleinwahren Weltreligion verstanden. Die katholische Kirche ist unfrei, weil sie eine römische ist. Ihre Freiheit kann nur durch Aufhebung des Papsttums erreicht werden.

* * *

1828 an Frau Dr. Ruepp. Daß ich unsere Buben zu Philosophen, Philologen, Mathematikern u. s. w. mache, magst Du immerhin über mich lachen. Laß es nur gut sein. Wenn wir ihre Geisteskräfte nur nicht allein entwickeln, ohne Natur und Leben zu berücksichtigen! Dafür muß jetzt schon und immer gesorgt werden. Sie sollen nicht bloß wissen, sondern im Willen leben lernen, d. h. in allem so bald möglich über die Maschine gehoben und zum Bewußtsein gebracht werden, nicht etwa darüber, daß es etwas ist, sondern daß es so ist und warum es so und nicht anders ist. Wer aus und mit dem Leben und der Natur seine Geisteskräfte entfaltet, der entfaltet sie auch für's Leben. Und ist der, welcher so dasteht, sei er Arzt oder Priester, Ökonom oder Künstler, Krieger oder Schulmeister, nicht Philosoph, Philolog, Mathematiker und alles in allem in der ansgedehntesten Bedeutung? Soll aber eigentlich nicht jeder so dastehen, der Anspruch auf Bildung macht? Wenn der Arzt nur Arzt sein will, so ist er gewiß ein bloßer Salbenstreicher, ebenso der Priester ein bloßer Schauspieler, der Künstler sein eigener Pinsel, der Krieger ein roher Fleischer, der Schulmeister aber ein eitler Dresseur, seine armen Kinder seelenlose Automaten.

O wie schön war es damals noch, als ich nur einerlei, nur gute Menschen kannte, dabei aber die ewig schaffende Natur in ihren Millionen Mannigfaltigkeiten und Schönheiten kennen lernte. Die schöne Natur ist das wahrhaftige goldene ABC-Buch für Herzensbildung und Religion. Wie manche Stunde und mit welcher Seligkeit habe ich darin buchstabiert? Ich kann leider nicht mehr buchstabieren. Aber es treibt mich ein heißes Gefühl, es andern zu lehren, auch andere mit dem Paradiese des Lebens bekannt zu machen und vor allem die lieben, holden Seelen, welche ich als meine Geschwister liebend umfange, welche ich alle so glücklich, so selig, so gut, so fromm wie Engel wissen möchte.

Ein hochwichtiger Punkt in der Erziehung der Kleinen hat mich schon recht oft ernstlich zum Nachdenken und stiller Betrachtung veranlaßt, ich meine die religiöse Bildung. Du wirst es selbst schon gefühlt haben, ja ich kann mich erinnern, daß du dich schon darüber geäußert, wie schwierig und gefährlich es sei, die katholische, d. h. orthodox römisch-katholische Religionslehre mit einer Geisteserziehung zu vereinigen, welche dem Zögling die Augen der Vernunft und des Verstandes öffnet. Nach meinem Gefühl und der eigenen Erfahrung ist das Heiligste, was in der Jugendseele angefacht und sorgfältig gepflegt und bewacht werden muß, das religiöse Gefühl, der kindliche Glaube. — Verderblich sind viele Punkte unseres Ritus und eitel, wenn der Verstand sie prüft, in ihrem Ursprung aber waren sie unschuldig und kindlich, wie der Sinn der Zeit selbst, aus der sie hervorgegangen und als solche faßt sie der Kindersinn auch am liebsten auf, weil sie ihm am besten entsprechen. Als solche und von dieser Seite muß die christkatholische Lehre, wie sie sich in ihrer unschuldigen Entwicklung und Gestaltung darbietet, dem Kindersinn und seiner Anschauung mit frommem Gemüt und gläubiger Seele beigebracht werden. —

Aber, sagt mir vielleicht jemand, du befiehlst oder verlangst also unbedingten Glauben und das ist auch dem reifenden Kindersinne bereits nachteilig. Das glaub' ich kaum. Wie gerne und fromm vertraut das Kind dem Worte des Vaters! Und wer hat je bemerkt, daß es dem Kinde geschadet habe, wenn auch der Vater (und zwar aus väterlicher Absicht) ihm die reine Wahrheit nicht gesagt hatte, ja nicht sagen wollte? Den kindlichen Glauben müssen Schlacken umgeben, die ihn gegen böse Witterung von außen schützen und wenn dann zu seiner Zeit bei reiferm Verstande das freiheitliche, selbständige, religiöse Bewußtsein von der höhern Geistesbildung erschlossen und aufgeweckt wird, dann fallen die Schlacken leicht ab und das Gold des Glaubens, eines religiösen Sinnes, eines frommen Gemütes leuchtet klar und geläutert neben einer hellen Vernunft, unter

dem Schutze des Verstandes hervor. Daher glaube ich, du könnest die Kleinen dem katechetischen Unterricht ohne Sorge überlassen, nebenbei aber erzähle ihnen in bestimmten Religionsstunden historisch zusammenhängend im unterhaltenden Tone biblische Geschichten, namentlich auch recht lebendig und anschaulich das Leben, Wirken und Streben Jesu. —

Zum kindlichen Religionsunterricht gehört ferner: 1. Stete Hinweisung auf die Offenbarung Gottes in der Natur; 2. auf den Ausdruck seines Willens und seine Allgewalt in den menschlichen Schicksalen. (Das bringt Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, den süßesten Trost im Leiden!); 3. ausgewählte Bekanntschaft mit der christlichen Legende (wie die Poesie, das Kunstgefühl, so bildet und erzieht und nährt die Legende den Christensinn); 4. Erklärung der gewöhnlichsten, schönsten Gebräuche in der Kirche beim öffentlichen Gottesdienst. Solcher weckt und beschäftiget die Denkkraft. — So nun vorbereitet sollte eigentlich der gereifte Knabe und das gefühlvolle Mädchen endlich erst in die höhern Geheimnisse unserer göttlich erhabenen Religion eingeführt werden.

* * *

Seminarrede 1838: Die Interessen der Schule und des Staates sind untrennbar ineinander verflochten, so daß sie sich wie Wissenschaft und Leben bedingen. Wo die Schulen leben, lebt auch der Staat, aber wo der Staat fällt, fallen auch die Schulen. Es ist des Lehrers Pflicht, ein erklärter Volksfreund, ein offener Gegner des Stillstandes und ein entschiedener Freund des Fortschrittes zu sein. Darum haben auch die Stillstandsherrn und Rückwärtsregenten unsern Stand von jeher mit Unliebe gesehen.

Im öffentlichen Leben ehret das Volk und forschet in seinen Sitten. Der Lehrer, der des Volkes Worte und Werke nicht kennt, vermißt unter seinen Lehrbüchern neben der Bibel das größte. Gehet zum Volk in die Schule seiner Geschichte, um

es aus Freud und Leid, aus Tugend und Fehle kennen und werten zu lernen.

Die Kindheit ist noch immer von der Heiligkeit einer paradiesischen Gegenwart Gottes umgeben; in ihr verjüngt sich ewig neu die Zeit, in welcher Himmel und Erde paradiesisch ineinander verflossen, in unbewußtem Verbande leben und die Gottheit bald unmittelbar, bald durch Boten unter den Menschen herum zu wandeln scheint. Und sehet dieses hl. Verhältnis allein schon ohne Rücksicht auf die ewige Menschenbestimmung, kann den Erzieher die Wichtigkeit seiner sittlichen Pflichten gegen die Jugend lehren.

In der Schule wecket die Herzen der Jugend zur Liebe des Vaterlandes und des Volkes, machet ihr durch die Merkwürdigkeiten unserer herrlichen Geschichte und großen Natur, Land und Leute teuer und wert. Entzündet namentlich durch Geschichte und Gesang ihre Gemüter zur Nachahmung der Tugenden ihrer Vorväter. Pflanzet ihnen Liebe und Achtung ein zu allen Klassen des Volkes und Brudersinn gegen jeden Gau ohne Unterschied des Glaubens und der Sprache. — Die vaterländische Schule ist nicht für Parteien, sondern für das Volk da, der Lehrer gehört weder diesen noch jenen im Volke; er ist ein gleiches Gemeingut aller.

Ein Erzieher darf nie alt werden und das häusliche Leben ist der Born, aus dem er, wie aus der Gottheit Becher, ewig junges Leben trinkt. Denn es belehrt den Verstand, es mildert das Gemüt, es erziehet in der stillen Werkstätte der Beobachtung und Erfahrung den Erzieher zum Erzieher. Der Lehrer, welcher von jedem häuslichen Leben ausgeschlossen ist und mit der Zeit auch das Bild des trauten Vaterhauses noch aus der Seele verliert, wird aufhören, Erzieher zu sein.

In wessen Gemüt die hl. Leuchte der Religion ausgelöscht wird, der wandelt in Frost und Finsternis, ohne Trieb und Trost des Göttlichen durchs Leben. Und schwer versündigt sich der Erzieher an Gottheit und Menschheit, der dem Kinde

schon denjenigen Trost trübt und raubt, der uns in dem trostlosen Leben oft von allen verlassen, noch einzig bleibt. Darum ehret die religiösen Gefühle, welche die Kinder aus dem elterlichen Hause mitbringen und wäre es, daß ihr bloße Wildlinge in ihnen fändet, so reißet sie nicht mit Stock und Wurzel aus. Ihr würdet ihren zarten Boden, das Gemüt verwunden, sondern schneidet sie und pfropfet edlere Reiser darauf.

Mißbrauchet das so viel mißbrauchte Gebet mit Kindern nicht, sondern stimmet sie vorerst zur Andacht und das kindliche Herz betet dann von selbst. Nehmet des seligen Vater Pestalozzis Volksbuch und lernet von Mutter Gertrud, wie man Kinder zur Andacht stimmt und zu hl. Gebete erzieht. Lehret sie unerschütterliches Gottvertrauen und eine kindliche Liebe zu dem Vater im Himmel und seinen Kindern auf Erden; jenes macht sie stark und diese gut. Flößet ihnen auf dem Wege des Lichtes und der Wahrheit Hochachtung ein gegen den Glauben der Väter und Liebe und Zutrauen gegen andersgläubige Mitbrüder, als solche, die da alle denselben Vater der Liebe und der Gnade haben und nicht minder gut und selig zu werden sich bestreben, als wir. Überhaupt erziehet ihr Gemüt nicht zum Formenglauben, der ein Spiel menschlicher Laune und zeitlicher Mode ist, sondern erziehet sie mit allen Mitteln zum werktätigen Glauben: denn wie der Körper ohne Seele, so ist auch der Glaube ohne Werke tot. —

Nur in wahrer Religiösität haben Menschheit und Vaterland, Kirche und Staat, Haus und Gemeinde, Amt und Beruf eine heilige Gewähr der Treue und der Tugend. Ohne sie entbehrt das Leben in allen Kreisen jeder Heiligkeit und innerer Kraft. Ohne sie verliert der Mensch seine Würde und göttliche Beziehung und wird ohne Aussicht auf Freiheit zum gefesselten Sklaven der Erde.

*   *   *

Aus der Festrede zur Feier des 50-jährigen Bestehens des Kantons 1853 in der Kulturgesellschaft zu Bremgarten: Man wirft dem Aargau seine schönen Reden vor. Aber mit seinen schönen Reden hat er das Schweizervolk die Aufstellung von Verfassungsräten gelehrt; mit seinen schönen Reden hat er sie die Aufhebung ruhestörender Klöster gelehrt; mit seinen schönen Reden hat er sie die Ausweisung der Jesuiten gelehrt; mit seinen schönen Reden hat er dem neuen Bund der Eidgenossen die Bahn gebrochen; mit seinen schönen Reden hat er am Tage bei Gislikon auch seine Bataillone in die vordersten Reihen gestellt; zu seinen schönen Reden für vaterländische Ideen hat der Aargau auch immer schöne Opfer gelegt. Wer etwas anderes sagt, weicht vom Zeugnis der Geschichte ab.

* * *

Seminar-Programm 1853. Die Geschichte kennt und feiert nur einen Sokrates, der im Kampfe gegen Aberwitz und Geistesbetrug als Märtyrer für die heilige Sache der Wahrheit und einer tugendhaftern Zukunft starb. Aber wie viele Millionen sind vor ihm und nach ihm ebenfalls im Dienste der Wahrheit und der Zukunft als Märtyrer gestorben, ohne Prozeß, ohne platonische Apologie, ohne Schierling, ohne weltgeschichtlichen Nachruhm? Der Prozeß, dem sie erlegen, war die stille Pflicht; die Apologie, mit der sie in den Tod gingen, war ihr Gewissen; der Schierling, an dem sie starben, war das Elend oder die Bosheit der Welt, und ihr Nachruhm war eine Träne, die niemand beachtete und ein Stein, der keinen Namen trägt. Seitdem der göttliche König der Wahrheit am Pfahle der Schmach verblutete, und die Sonne bei seinem Tode ihr Angesicht verbarg, wie viele Millionen und Millionen haben im christlichen Dienste der Wahrheit das Kreuz ihres Berufes für das Wohl der Mitmenschen auf ihren Golgatha herausgetragen, um weltverlassen ihr treues, aber bald von den Schriftgelehrten, bald von dem Volke verkanntes Leben auf den Opferaltar der

Menschheit zu legen? Wahrheit aber ist die Mutter der Freiheit. Denn der vom Himmel gesandte König der Wahrheit hat es gesagt: „Die Wahrheit wird euch frei machen!"

*　*
*

Die Volksschule muß als eine Anstalt, aus welcher die göttliche Vorsehung und nicht der Mensch, die tausend verschiedenen Millionen in allen Richtungen des Lebens nach ihren weisen Ratschlüssen bestellt, jeder menschlich befangenen, separativen Tendenz ferne gehalten werden. Sie fasse das Kind als Mensch auf, aber als ganzen, nicht als halben oder Viertels- oder Achtelsmenschen, als Menschen, der in seiner Totalität Gott, Gewissen, Geist und Welt als die großen Bedingungen seines Daseins und seiner Bestimmung vereinigt. Seine Bildung nimmt Gott für die Religion und ihre bestimmte Offenbarung, das Gewissen für die Moral und ihre Verwirklichung, den Geist für seine intellektuelle Kultur und die Welt für die Befähigung zum beruflichen Leben in Anspruch. Der Spezifizismus dieser Faktoren widerstreitet dem Geiste des Christentums und ist vor der wahren Pädagogik ein Unsinn. Es darf so wenig eine spezifische Erziehung als einen Paulinischen oder Apollinischen Christus geben Weder die Religion, noch die Konfession, weder die Erziehung, noch die Nationalität dürfen maniriert werden.

*　*
*

Die Emanzipationsfrage der Schule muß, wo sie noch nicht gelöst ist, auf der Grundlage und nach dem unverfälschten Grundsatze natürlicher Berechtigung entschieden werden. Haus, Schule, Kirche und Staat, alle sind Erziehungs- und Bildungsanstalten, und der Gegenstand ihres Erziehungswerkes ist ein und derselbe, der Mensch. Jede dieser Anstalten besitzt daher von Gott und rechtswegen bestimmte Ansprüche auf den Menschen, seine Erziehung, die ihm von den andern nicht verkümmert oder gar entrissen werden dürfen. Wo dieses aber geschieht, bekommt die Erziehung notwendig eine schiefe, einseitige Richtung, und

wird, wie alles schief Gestellte, den Hochpunkt ihres Zieles nimmer erreichen. Auch hier wird jede Usurpation des angestammten Rechtes einen steten Krieg mit dem Leben in sich tragen, bis das natürliche Rechtsverhältnis hergestellt ist.

* * *

„Praktisch" ist die große Losung und Weisheit der Zeit, und doch schießt man gerade hierin so weit neben dem praktischen Ziele vorbei. Wir kommen hier auf einen praktischen Kardinalpunkt, auf die Disziplin der Schule zu sprechen. Und in dieser Beziehung ist in der Volksschule nur ein Lehrer praktisch. Nur Einer kann bei Kindern Disziplin halten, und nur Einer ungeteilte Pietät in ihren Herzen begründen. Wenn irgendwo, so verderben hier viele Köche den Brei. Wie große und seltene Übereinstimmung braucht es sogar zwischen Vater und Mutter, um hierin das Richtige zu treffen. Und Vater und Mutter stehen sich doch gewiß in jeder Beziehung näher und auch zum Kinde in einem innigern Verhältnisse, als etwa zwei und drei Lehrer, von denen jeder in Geistes- und Gemütsart, Takt und Umgangsweise verschieden ist, und zugleich den Kindern das Liebste sein will. Ein guter Teil der Mißstimmung gegen die Schule hat seinen Grund im Zerfall der Disziplin. Eine schlechte Disziplin macht die Schule dem Leben verhaßt; und der Gegenstand des Hasses wird ihm bald ein Gegenstand der Verfolgung. So ungünstig die Schule über den pädagogischen Einfluß der Familie und des Lebens zu urteilen gewohnt ist, diese Tatsache stellt beiden ein besseres Zeugnis aus. Die Disziplin muß zur Vermittlung der Schule mit dem Leben das meiste, das moralische Zutrauen beitragen. Mit einer zuchtlosen Schule wird sich das Leben nie versöhnen und nie befreunden. Denn wo keine Disziplin ist, da ist auch keine Pietät; und wo die Jugend keine Pietät mehr hat, da ist aus dem Leben der Segen verschwunden. Die Disziplin der Jugend, in der Schule wie auf dem Schlachtfelde, stellt die Zukunft

eines Volkes in Frage. Wo die Schuldisziplin die Achtung des Volkes genießt, da ist die Versöhnung des Lebens mit der Schule auch moralisch vollendet.

* * *

Seminarprogramm 1854. Nekrolog Sandmeier. Setzt ein Mensch sein ganzes Sinnen und Trachten, Geist und Leben an eine Tat, welche das menschliche Geschlecht auf eine höhere Stufe seiner göttlichen Bestimmung fördert, so stellt die Menschheit seinem Verdienste eine bleibende Urkunde des Dankes auf den Blättern ihrer Geschichte aus. Mit Recht. Denn wer sein Leben im großen Dienste der Menschheit verbringt, nicht für sich, sondern für die Menschheit lebt, somit sein Dasein im Dasein der Menschheit aufgehen läßt, hat das Recht erworben, unsterblich mit den Menschen fortzuleben.

Wenn der Held für eine Lebensfrage seines Volkes auf der Wahlstatt des Ruhmes stirbt, so bezeichnet das dankbare Vaterland sein Grab oder die Stätte seiner letzten Tat mit einem glänzenden Denkmale. Abermals mit Recht, denn wer sein Leben für ein Volk hingibt, hat das Recht, auch in der frommen Erinnerung eines ganzen Volkes fortzuleben. Winkelried lebt noch; Leonidas ist erst mit dem letzten Spartaner gestorben. Stirbt ein Volk, so gehen seine Helden in die Walhalla der Menschheit über. Kein Mensch weiß das Grab Moses im Lande Moab zu finden.

Aber Tausende und Tausende der besten und edelsten Menschen leben und sterben in stillen, engern Kreisen nur für andere, deren Namen die Menschheit nie vernimmt und deren Gedächtnis die Nation nicht behält. Und dennoch sterben auch diese Edeln nicht. Es lebt der gute Vater und die gute Mutter in der Familie, der treffliche Lehrer in den Schülern und der ausgezeichnete Seelsorger in der Gemeinde, der große Bürger und Beamtete im Andenken des Landes fort. Und auch sie, wie die Wohltäter der Menschheit und die Helden der Nationen,

alle mit Recht. Sie haben mit frommer Seele am heiligen Altare der Menschenliebe ihr Leben geopfert, und als Priester am Altare der ewigen Liebe sterbend ein ewiges Leben sich erworben. Jeder ist ein Baum, gepflanzt an Wasserbächen, dessen Blätter nicht welken. Wer für andere lebt, ist der Jünger der Liebe, von dem es heißt: „Er stirbt nicht."

Aus diesem Grunde fühlt sich die Geschichte von jeher zu den Gräbern der um die Nachwelt verdienten Sterblichen hingezogen und gräbt mit ihrem Griffel in jeden Stein, unter dem sie einen Wohltäter des menschlichen Geschlechtes entdeckt, eine dankbare Erinnerung. Von hier tritt sie an ein noch frisches Grab, das zwar weder einen weltgeschichtlichen Namen, noch den lorbeerbekränzten Helden eines ruhmvollen Schlachtfeldes, sondern, mitten in seinem schönsten Wirken abberufen, einen Mann deckt, der als Gatte, Vater, Lehrer, Freund und Bürger die herrlichsten Eigenschaften in sich vereinigte, von Kindheit an sein Leben durch Güte und Reinheit, entsprechende Milde und redlichen Ernst, wissenschaftliche Begeisterung und rastlose Tatkraft, ideale Gesinnung und praktische Einsicht, treue Biederkeit und christliche Tugend verklärte, und die schöne Natur, die er mit sich auf die Welt brachte, gewissenhaft entwickelt und unverfälscht bis ans Ende bewahrt, wieder mit sich in das bessere Leben hinüber nahm. Ich will es versuchen, aus seinen Tageblättern, sowie aus den Mitteilungen der Freunde und der eigenen Erinnerung sein kurzes aber dennoch reiches Leben auf sein Grabmal zu zeichnen. Ich übe damit als Lehrer, Kollege und Freund des Seligen ein Recht aus und erfülle zugleich eine Pflicht, beides mit gleichem Schmerze. Seinen Schülern aber und den Amtsgenossen rufe ich zu: Stehe still an diesem Grabe, o Freund! Lies, und nimm ein Vorbild dir von dannen!

* * *

„Nach meiner Ansicht müssen unsere Lehrerseminarien dem Volksleben und Volkstum näher gebracht werden. Das Volks-

tum aber wurzelt von Adam her im Grund und Boden. Wo kein Boden ist, da gibts kein Volk und wo ein Volk zu wenig Boden hat, da verdirbts. Die Juden werden kein Volk mehr, bis sie wieder Boden haben. Der Boden trägt, der Boden nährt, der Boden beschäftigt, der Boden bedingt das Volk. Jedem Volke, soweit es Völker gibt, ist sein Boden heilig. Jeder setzt das Leben an seinen Besitz. Stirbt ein Volk und wird es vernichtet, so findet es selbst im Tode seine Ruhe nicht, wenn es nicht in der heiligen Erde der Väter begraben wird. Das Volk ist mit dem Boden verwachsen. Soll und will nun die Schule einen richtigen und nicht verkehrten Einfluß auf das Volksleben und Volkstum gewinnen, so darf sie ihr Licht nicht unter den Scheffel der Studierstube, nicht geheimnisvoll unter das dürre Bücherbrett verbergen, sondern sie muß es hinaus ins Leben des Volkes tragen und sich mit ihm auf den Grund und Boden des Volkes stellen. Rom war am größten, als seine Konsuln pflügten. Als Sizilien die Altäre des Ceres verließ, wurde es aus der Kornkammer des Mittelmeeres in eine Wüste der Armut und Dummheit verwandelt. Sobald der Spanier aus Goldgier seinen Grund und Boden verachtete, die Marine studierte und auf Flotten Indiens goldene Berge suchte, zerfielen die Gärten der Hesperiden in eine ökonomische Ruine und geistige Wildnis. Wie das Volk, so darf auch die Volksschule sich nicht dem Grund und Boden des Landes entfremden. Sie muß mit dem Volke in demselben wurzeln, sonst wird sie unfruchtbar. Diese große Aufgabe der Volksschule wird aber nur durch die Naturkunde erreicht. Die Naturkunde mit ihrer Anwendung auf Haushalt und Landwirtschaft, Handwerk und Volksgewerbe überhaupt ist es, welche die Volksschule mit dem Volksleben und dem Volkstum praktisch zu vermitteln, sie vor feindseligen Gegensätzen zu bewahren und zwischen ihnen zum Heile beider den Landfrieden aufrecht zu erhalten den Beruf und die Wacht hat.

* * *

Aus der Eröffnungsrede zur ersten Jahresversammlung der historischen Gesellschaft des Kantons Aargau. 21. Nov. 1861. Jeder Fleck unseres schönen nnd gesegneten Landes stellt der historischen Forschung und dem tiefern Nachdenken über seine Vorzeit seine Aufgabe und enthält ein Fragezeichen. Natürlich, je reicher die gütige Hand der Natur eine Gegend segnet und schmückt, desto mehr Leben sammelt sich zur Stelle, desto reicher entfaltet sich dieses Leben und desto reichere Spuren und Zeichen nimmt es dann, wenn es stirbt, der ägyptischen Mumie gleich, mit sich in sein, bald früher, bald später erwachsenes Grab. Und sind die Gräber der Vergangenheit verwachsen, sind sie dann auch vergessen? Nein, Geister säten ihre Rasen; oft ohne körperliches Zeichen, ohne sinnliche Gestalt. Ein hörbarer Hauch, ein bloßes Wort ist oft dieser Geist, ein Wort, das an einem Hügel, an einem Berge, an einer Stelle haftet, und auf die Vergangenheit eines großen Daseins weist.

Und jedem Sterblichen der künftigen Geschlechter ist es verliehen, diese Geister zu sehen und ihre Deutnisse zu verstehen. Nur eine Tugend gehört dazu. Es ist die Pietät — die Pietät für das Land, die Pietät für das Volk, die Pietät für seine Sprache, Sitte, Geschichte und Altertümer. Diese Pietät erweckt das Bedürfnis der nähern Bekanntschaft; dieses Bedürfnis führt zum Studium, und das von frommer Liebe und Treue getragene und getriebene Studinm wird mit Erkenntnis und Verständnis belohnt. Sprache, Sitte, Geschichte und Altertümer des Landes werden allwärts im Volke Gegenstände frommer Verehrung werden und bleiben.

Lassen Sie uns, meine hochverehrten Herren und Freunde, diese Pietät in uns selbst und in unsern Kreisen nach allen Richtungen pflegen und verbreiten! Leiten wir in elementarer Weise die Kenntnisbedürftigen zum Studium an, und helfen wir leitend und ermunternd dem ringenden und schwankenden Verständnis nach! Machen wir dem Volke die historischen Reliquien seiner Vorzeit ehrwürdig und lieb! Dann ist ihm

die Erde der Väter ein geheiligtes Land und ihr Erbe ein Heiligtum, für das es, wie für seine Tempel und Altäre, stirbt.

* * *

Aus Kellers Selbstbiographie: Wird mir noch das Glück zu teil, die Eidgenossenschaft zu einem einigen, glücklichen Brudervolke verbunden, die Menschheit auf der Bahn des Fortschrittes und steigender Wohlfahrt gesichert, meine Schüler überall als treue Sendboten heiliger Ideen, meine Kinder als nützliche und tugendhafte Mitglieder der Gesellschaft, und mich selbst der Freundschaft der edelsten Männer für immer gewürdiget zu wissen, so habe ich hienieden nichts mehr zu wünschen, sondern ich rufe dann mit dem greisen Simeon freudig aus: „Nun, Herr, lasse deinen Diener in Frieden scheiden! Denn ich habe dein Heil gesehen.“



Inhalt.

